Menschliche Tragikomödie.

Fünfter Band.

Menschliche Tragikomödie.

Gesammelte Studien, Skizzen und Bilder

von

Johannes Scherr.

Der Gesammtausgabe dritte, durchgesehene und vermehrte Auflage.

Fünfter Band.

Ein finstrer Geist gab diesen Satz mir ein:
All euer Thun sei eitel Heuchelschein!
Von außen herrlich, wacker, stattlich, gleißend,
Von innen faul, zerfallen, giftig, reißend!
Ihr wäret, sprach der Geist, von Thon Kolossen
Und Wurmgenist wär' in dem Thon verschlossen.
Immermann.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1884.

Der König-Narr.

Es muß auch solche Käuze geben.
Herr Gemeinplatz.
Wirklich? Und wozu denn?
Dame Skepsis.

Eine merkwürdige Figur, der zwölfte Karl von Schweden! In dem bekannten historischen Roman des „Patriarchen von Ferney" ein Held, in der Beleuchtung der historischen Kritik dagegen nur ein Narr. Ein heldischer Narr allerdings, aber doch immerhin ein Narr. Eine leibhafte Zeitwidrigkeit, wie aus einem mittelalterlichen Ritterroman heraus auf die moderne Staatsbühne gestellt, um da blindwüthig umherzurasseln.

Also hab' ich anderwärts[1]) den genannten König bündig charakterisirt und, wie ich glaube, auch gerecht. Nun aber gibt es zwischen der Ostsee und den Alpen, zwischen dem Rhein und der Weichsel eine Abart von Menschen, welche Ohrenweh bekommen, wenn sie mitanhören müssen, es sei nicht nur eine Möglichkeit, sondern auch eine Wirklichkeit, daß königliche Majestäten in jenen Zustand von Ekstase versetzt werden, welchen man im gewöhnlichen Leben Verrücktheit nennt. Einer dieser Virtuosen auf der Strohfiedel deutscher Fürstenfurcht hat sich beeilt, mich so zu sagen wegen Majestätsbeleidigung zu verklagen, beweglich

1) Blücher. Seine Zeit und sein Leben, 2. Aufl. I, 13.

winselnd, es sei der Würde der Geschichte unziemlich, von höchsten und allerhöchsten Herrschaften in dem von mir angeschlagenen Tone zu reden.

Dieweil ich nun der standhaften Ueberzeugung lebe, die Würde der Geschichte und Geschichtschreibung bestehe nicht im Vertuschen und Verränkeln, sondern in der Wahrhaftigkeit, so will ich der erwähnten Denunciation und Anklage gegenüber den Beweis der Wahrheit antreten, indem ich in nachstehender Studie die Laufbahn Karls des Zwölften in raschesten Zügen dem Leser vorführe, beziehungsweise ins Gedächtniß zurückrufe. Es wird sich, hoffe ich, aus dieser Skizze ein Charakterbild ergeben, welches den Wahrspruch: Der König-Narr! vollständig motivirt. In den Augen von Urtheilsfähigen nämlich.

1.

Am 17. Juni des Jahres 1682 ist im Schlosse zu Stockholm der zwölfte Karl geboren worden, der älteste Sohn Karls des Elften und dessen Frau Ulrike Eleonore. Die Natur ließ sich, wie das beim Zurweltkommen von Kraftgenies so der Brauch, bei dieser Gelegenheit etliche Extrabemühungen nicht reuen. Wenigstens sagt die Zwölfte-Karls-Mythologie allerhand Wunderbares aus. Es sei genau im Augenblicke von des Prinzen Geburt das „Löwenherz“ genannte Gestirn am östlichen Horizont emporgestiegen. Zugleich habe ein verheerender Orkan über die schwedische Hauptstadt hingefegt. Der Junge sei mit bluttriefenden Händen aus dem Mutterschoß gekommen, was seine Bestimmung zum großen Kriegshelden klärlich vorbedeutete.

Thatsache ist, daß unter allen Gaben des Prinzen die Phantasie so übermäßig vorschlug, daß er mit jedem Zoll seines Wachsthums mehr und mehr zum Phantasten aufwuchs. Die Anlage dazu ist ein Erbtheil nicht allein

von mütterlicher, sondern auch von väterlicher Seite her gewesen. Karl der Elfte war zwar ein scharfverständiger Mann — Beweis dafür die schwere Eisenhand, welche er auf die Grafen- und Freiherrnkrönlein der schwedischen Junkerei legte — aber dennoch hatte er in seiner Seele eine krankhaft phantastische Falte, woraus zu Zeiten Hallucinationsdünste ihm in den Kopf stiegen. In einer solchen Stunde erlebte er, in der Nacht vom 16. auf den 17. December 1676, seine berühmte „Vision", deren Hergang er urkundlich niederschrieb, deren „Wirklichkeit" er mit einem „leiblichen Eide" bekräftigte und durch vier unterfertigte „Augenzeugen" bestätigen ließ, so daß romantische Dämmerer und Tifteler ausreichende Gründe haben, diese königliche Vision für ein historisches Ereigniß anzusehen.

Es ist überflüssig, unsern Helden in die Kinderstube und auf die Schulbank zu begleiten. Seine Erziehung war nicht besser und nicht schlechter als andere Prinzenerziehungen von damals. Er wurde viel mit orthodoxem Christenthum, will sagen mit steifkragigem Lutherthum behelligt und dadurch ist ihm von frühauf theologischer Tick und Schick angeflogen, welcher ihn sein Lebenlang häufig mit der Bibel handiren und dilettiren ließ. Daneben lernte er das Latein radbrechen, das Französische nothdürftig lesen, das Schwedische sehr schlecht stilisiren und entschieden unorthographisch schreiben. Im übrigen regte sich in ihm die „Heldennatur" frühzeitig genug: vierjährig ritt er seinen Pony; zwölfjährig schoß er seinen ersten Bären. Die Soldaterei war des Knaben Lebensfreude und es verdroß ihn keine Mühe und Anstrengung, theoretisch und praktisch in das Kriegswesen sich einzuschulen. Nicht zu übersehen ist endlich, daß der Junge schon mitunter Einfälle hatte, mit äußerster Halsstarrigkeit festgehaltene Einfälle, welche befürchten ließen, es möchte in seinem Gehirn eine Schraube losgegangen sein. So, wenn er hartnäckig behauptete, blau wäre eigentlich schwarz, oder, der Hofmaler Behn sei entschieden eine Wasserratte.

Die „Gesalbten des Herrn" besitzen unter anderen

Privilegien bekanntlich auch dieses, viel früher als gewöhnliche Sterbliche zum Amte gelangen zu können und folglich zum Verstand. Während das Privatrecht ein Alter von 21 bis 25 Jahren vorschreibt, um den Leuten die Verfügung über ihre Privatangelegenheiten zu gestatten, sind in Folge der unergründlichen Mysterien und Wunder des monarchischen Staatsrechts halbwüchsige Flegeljahreprinzen vollkommen fähig, die Angelegenheiten von Staaten zu leiten und die Geschicke von Völkern mehr oder weniger zu bestimmen. So geschah es denn, daß noch im Todesjahre seines Vaters (1697) der fünfzehnjährige Karl vom schwedischen Reichstage für mündig erklärt wurde und als Zwölfter seines Namens zu „regieren" begann. Daß er dies in seiner Art wirklich thun wollte, ließ er den Adel, welcher wähnte, seine guten Zeiten, wie sie vor dem elften Karl gewesen, würden unter dem zwölften zurückkehren, sofort empfindlich merken, indem er feudale Gelüste zurückwies und deutlich zu erkennen gab, er fühlte sich als Schwedens alleiniger Herr. Denn in dem wunderlichen Mischmasch der tumultuarischen Eigenschaften des jungen Königs fehlte auch ein stark vortretender Zug von despotischem Hoch- und Uebermuth nicht, der freilich von der pietistischen Marotte seltsam genug abstach. Doch nein; wir wissen ja, daß die „Frommen" zu allen Zeiten unduldsam herrschsüchtig waren und sind.

Am 14. December 1697 fand die Krönung oder vielmehr nur die Salbung des Königs statt. Denn entgegen dem bisher in Schweden üblichen Brauche wollte Karl nicht von der Geistlichkeit gekrönt, sondern nur gesalbt sein, und ritt daher auf einem mit silbernen Hufeisen beschlagenen Schweißfuchs zur Ritterholmkirche, die Krone auf dem Haupte, um männiglich zu zeigen, „daß ihm die wirkliche Herrschergewalt schon von geburtswegen und ohne Zuthun von irgendwem gebührte". Dieser erste Anlauf à la Louis XIV. lief übrigens nicht sehr glücklich ab. Die Krone fiel nämlich während des Processionsrittes dem angehenden Selbstherrscher vom Kopfe, und wäre in den

Straßenkoth gefallen, so der Hofmarschall Stenbock sie nicht unterwegs aufgegriffen hätte. Einer andern Nachricht zufolge fiel das glänzende Ding wirklich zu Boden und schlug sich eine tüchtige Beule.

Die leibliche Erscheinung Karls zur Zeit, als er ausgewachsen war, ist bekannt. Eine ziemlich hohe, aber magere und schmächtige Gestalt, bräunlichblond behaart, schön blauäugig. Es ist kennzeichnend, daß ihm seine mädchenhaft zarte blühende Gesichtsfarbe als zu wenig mannhaft und heldisch zu nicht geringem Aerger gereichte und daß er alles mögliche that, um ein wettergebräuntes und rostfarbiges Antlitz zu bekommen. Als Achtzehnjähriger warf er — und das ist vielleicht das Gescheideste, was er je gethan hat — die Perücke weg und erschien nur noch in kurz geschorenem abenteuerlich aufwärts gekämmtem Haar. Sein Anzug war sein Lebenlang ein sehr einfacher und das Hauptstück desselben ein grüner oder blauer Soldatenrock mit kupfernen Knöpfen und ohne alle Verzierung. Aber wiederum charakteristisch ist es gewesen, daß er es liebte, in Wehr und Waffen recht goliathmäßig sich darzustellen. Seine ungeheuren Reitstiefeln und Pfundsporen, seine enormen Stulphandschuhe und sein übermäßig langes und schweres Schwert standen in groteskem Mißverhältnisse zu seiner Figur. Wie hierin, so lag ein Symptom der späteren Narrheit des jungen Mannes auch in seinem Prunken mit einer spartanischen Lebensführung. Er ließ keine Gelegenheit vorübergehen ohne zu zeigen, daß gerösteter Speck seine Lieblingskost und Dünnbier sein Leibtrunk sei.

2.

Von einem sechszehnjährigen Monarchen darf man billig erwarten, daß er sich ordentlich „ausrase“, und diese Erwartung brachte Karl zu vollständigster und glänzendster

Erfüllung. Doch ist ihm zu seiner Ehre nachzusagen, daß es nicht nach der Seite der Lüderlichkeit hin geschah. Karl ist, wie bekannt, sein Lebenlang ein keuscher Mensch gewesen und die Weiber vermochten ihm nichts anzuhaben. Wie für Schönheit überhaupt, scheint er auch für die weibliche gar kein Organ und Verständniß gehabt zu haben. Innerhalb des Ideals von Heldenthum, welches er sich zurechtmachte, war für das weibliche Element kein Raum. Ueberhaupt ist in dem ganzen Gehaben und Gebaren des Schwedenkönigs in seinen reiferen Jahren eine — nicht allein physische — Nüchternheit, eine Trockenheit und eine Verstandesdürre gewesen, welche mit seiner aufgedonnerten Herosrolle ganz absonderlich kontrastirten. Man muß unwillkürlich an den ingeniosen Kaballero aus der Mancha denken; denn, wie jedermann weiß, war ja auch Don Quijote unbeschadet seiner ritterlichen Narrheit so ein nüchterner, trockener Gesell.

Der junge Fürst ließ es sich in der That sauer werden, zu einem „rechten Kriegsmann sich zu perfektioniren". Er schlief in Winternächten auf dem Heuboden der Hofstallung, er stand mitten in der Nacht auf, um sich im bloßen Hemde auf die nackte Diele zu legen. In tollem Reiten, wildem Schlittenfahren und kühnem Jagen leistete er das Menschenmögliche und so zu sagen noch mehr. Bei Tafel belustigte er sich, seinen Gästen Kirschensteine ins Gesicht zu schnellen und einem gezähmten Bären Zuckeraufsätze einzuzwängen und Kannen voll Wein einzugießen. Nach Tische machte es ihm Spaß, Stühle zu zerbrechen, Kronleuchter zu zerschlagen und aus Pistolen nach den Marmorstatuen in den Sälen zu schießen.

Diese „in Kinderschuhen" vollbrachten Heldenthaten steigerten sich bis zum Gipfel anstößiger Extravaganz, so oft des jungen Königs Vetter und Schwager — er hat Karls Schwester Hedwig geheiratet — der Herzog Friedrich der Dritte von Holstein-Gottorp nach Stockholm kam. Die beiden edeln Schwäger führten sich auf, als wären sie so eben einem Tollhaus entsprungen. Rasende Wettritte

und Wettfahrten wechselten mit Hasenhetzen, deren Schauplatz der Reichstagssal war. Bei Tage sprengten die Herren mit ihrem Gefolge im bloßen Hemde und mit gezogenen Säbeln durch die Stadt; bei Nacht trieben sie in den Straßen mit Fenstereinschlagen, Thürenzerbrechen, Schilderzerschmeißen u. s. w. ärgerlichsten Muthwillen. Mehrere Tage hintereinander erprobte der König auf des Herzogs Anstiften sein Kraftgenie dadurch, daß er in einem Sale des Schlosses Kälber, Schafe und Ziegen je mit einem Säbelstreich enthauptete. Die abgeschlagenen Köpfe der Thiere aber wurden durch die Spiegelscheiben der Fenster auf die Straße geworfen. Fast zu derselben Zeit übte sich Karls späterer Hauptfeind und Ueberwinder, Zar Peter von Russland, ebenfalls im Köpfen, indem er, wie glaubwürdig versichert wird, nahezu einem Hundert gefangener Strelitzen allerhöchsteigenhändig von Gottes Gnaden die Köpfe absäbelte.

Aber diese gleichzeitig in Stockholm und in Moskau betriebene hochfürstliche Schlächterei mag fast wie ein sinnbildliches Vorzeichen späterer Weltereignisse erscheinen; denn es ist darin gewissermaßen der gewaltige Unterschied zwischen dem Schwedenkönig und dem Russenzaren und ihren weltgeschichtlichen Rollen angedeutet. Karl köpft Kälber und Schafe: — seine ganze Laufbahn ist eine plan- und ziellose, nicht nur unfruchtbare, sondern entschieden gemeinschädliche Kraftvergeudung. Der Kultur-Barbar Peter köpft Strelitzen, um in diesen russischen Janitscharen eines der größten Hindernisse zu beseitigen, welche dem mit furchtbarer Energie durchgeführten Riesenplan seines Lebens, Russland aus dem asiatischen Faulschlaf heraus und in das europäische Völkerleben herein zu reißen, sich entgegenstellten. Karl richtete die Geltung Schwedens als eines europäischen Großstaats auf immer zu Grunde, Peter erhebt Russland zu einer europäischen Großmacht. Der Kampf zwischen den beiden war eine Fehde zwischen „Common sense“ und „Phantasus“ und selbstverständlich musste jener schließlich den Sieg davontragen....

Man hieß die Tollheiten, welche Karl in Gesellschaft seines Schwagers trieb, in Schweden die „gottorpischen Rasereien“, weil man annahm, der Herzog verleitete den jungen König dazu und zwar aus böswilliger Berechnung. Wenn nämlich Karl gelegentlich den Hals bräche, so hätte der Herr Schwager gute Aussicht, seinen Herzogshut mit der Schwedenkrone zu vertauschen. Und halsbrecherisch genug waren die Experimente, zu welchen der König sich verleiten ließ. So ließ er sich eines Tages bereden, auf einen eben eingefangenen Hirsch zu steigen, und brachte von diesem Ritt mit knapper Noth das Leben heim. Eines andern Tages trieb der Herzog seinen Schwager an, einen Haufen lose aufgestapelter Bretter hinaufzugaloppiren, was geschähen wäre, falls das entschlossene Dazwischentreten eines schwedischen Magnaten das lebensgefährliche Abenteuer nicht hintertrieben hätte.

Man glaubte, eine Frau würde ein helfendes Mittel gegen alle die knabenhaften Berserkereien sein, und man bemühte sich daher, den König zum Heiraten zu bestimmen, um so mehr, da es den Anschein hatte, als hegte der jugendliche Stürmer und Dränger gerade zu dieser Zeit (1698) zärtliche Gefühle für das Hoffräulein Lewenhaupt. Es war aber nichts damit. Karls Großmutter Hedwig Eleonore gab sich große Mühe, unter den Prinzessinnen in der Nähe und Ferne ihrem Enkel eine passende Braut zu wählen. Es wurde nach und nach ein ganzes Schock heiratsfähiger Fürstentöchter in Vorschlag gebracht, allein umsonst: der junge König war und blieb eheschеu. „Axel“ — sagte er eines Tages zu seinem Günstling Axel Wachtmeister, welcher in ihn drang, sich zu vermählen, — „wenn du mich liebhast, so sprich mir nie mehr davon“.

Sein Sinn war auf ganz anderes gestellt und er hatte zum heiraten weder Lust noch Zeit. Zwar die Regierungsgeschäfte that er in lässig-autokratischer Manier nur so nebenbei ab, indem er sich in seinem Schlafzimmer durch die Quasi-Minister Polus und Oxenstjerna über die aus-

wärtigen und durch Piper über die inneren Angelegenheiten Vortrag halten ließ und seine Entscheidungen gab. Dagegen aber waren seine Tage und theilweise auch seine Nächte hinlänglich ausgefüllt mit kraftgenialischen Uebungen und Strapazirungen, mit nimrodischen und soldatischen Zeitvertreiben aller Art. Wann noch eine Stunde übrigblieb, sah man den König über einem Folianten von hundert Druckbogen sitzen, welchen er zu seinem Leib- und Lieblingsbuche gemacht hatte. Das war der „Gideon von Maxibrander", ein alter Ritterroman, aus dessen Lesung Karl ganz denselben Nutzen zog, wie der Liebhaber Dulcinea's von Toboso aus der Lesung des „Amadis von Gallien" und des „Palmerin von England". In allem Ernste, der König studirte in dem genannten romantischen Wälzer Politik, Regierungsweisheit und Kriegskunst und sein Dichten und Trachten ging dahin, dem hochedeln Gideon von Maxibrander möglichst ähnlich oder gar gleich zu werden. Kein Wunder daher, daß Karl der Zwölfte der Don Quijote der Weltgeschichte wurde, welcher in der Person seines Landsmanns Fryxell nicht zwar seinen Cervantes, wohl aber einen höchst fleißigen und von der Boswell-Seuche nicht allzu sehr angeflogenen Biographen gefunden hat.

3.

Derweil war jene Konstellation der europäischen Politik zur Reife gediehen, welche den sogenannten „nordischen" Krieg herbeiführte und den achtzehnjährigen Schwedenkönig seine Rolle als historischer Maxibrander zu spielen anheben ließ. Schweden war damals, wie jedermann weiß, im Besitze von Finnland, Ingermanland, Esthland und Livland, von Rügen, Vorpommern und Stettin, von Wismar, von Bremen und Verden. Es zählte mit unter

den Staaten ersten Ranges. Da es aber gewaltsam auf diese Machtstufe gelangt, da es seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts fortwährend durch Kriegsraub gewachsen war — „vivitur ex rapto“ sei, sagte man, Schwedens Losung — so war es ganz natürlich, daß sämmtliche Nachbarn mit Neid und Haß auf das Land blickten. Der Hingang Karls des Elften schien ihnen die langersehnte Möglichkeit zu eröffnen, an dem von einem Knaben regierten Schweden für manche empfangene Unbill Rache zu üben und nun ihrerseits vortheilhafte Kriegsraubgeschäfte zu machen. An Vorwänden hierzu fehlte es nicht, und hätte es auch daran gefehlt, so kümmerte das die durchaus gewissenlose Kabinettspolitik, die ganz und gar skrupelfreie Staatspraktik von damals, die nur eine organisirte, im Großen betriebene Land- und Seeräuberei war, blutwenig oder gar nicht. Von den Völkern, ihren Rechten, Bedürfnissen, Leiden und Wünschen war ohnehin gar keine Rede. Die Könige von damals würden, so man ihnen davon gesprochen hätte, ebenso verwundert aufgeschaut haben, wie heutzutage ein Schachspieler thäte, den man überreden wollte, er dürfte nicht eine beliebige Anzahl von Figuren opfern, um dahin zu gelangen, dem Gegner ein vielversprechendes Schach bieten zu können.

Ihre widerschwedischen Interessen und Absichten führten den vierten Friedrich von Dänemark und den körperstarken, aber geistes- und charakterschwachen Bruder Lüderlich, Kurfürst August von Sachsen und König von Polen, mit Zar Peter von Russland leicht zu einer Koalition zusammen. Später trat auch Preußen der Kompagnie gekrönter Räuber bei. Die Operationen des gemeinsamen „Geschäfts“ sollten darauf gerichtet sein, Schweden also zu berauben, daß Dänemark die Herzogthümer Schleswig-Holstein dem Gottorper, dem schwedischen Schützling, entrisse, daß ferner Kexholm, Ingermanland und ein möglichst großes Stück Finnland an Russland, Livland und Esthland an Polen, Stettin und etwa ein Stück Vorpommern an Preußen gebracht würde. Alle diese Raubgedanken sind seither bekanntlich

verwirklicht worden und zwar in noch größerem Umfange, wenn auch ziemlich abweichend von der ursprünglich geplanten Weise. Der weitaus größte Brocken von Schwedens weiland Großmacht steckt in dem unverwüstlichen Riesenmagen der Matuschka Moskavia, welche es zu jener Zeit und noch lange nachher nicht gerade als zur Bildung gehörig ansah, von Weile zu Weile gegen alle ihr „angesonnenen" Eroberungstendenzen und „untergeschobenen" Erweiterungspläne feierlich zu „protestiren".

Nun aber hatten sich Schwedens Feinde in dem Knaben Karl zunächst bitterlich verrechnet. Er verblüffte die Gegner durch sein erstes Auftreten auf der Weltgeschichtebühne nicht weniger, als er noch lange nachher die Historiker verblüfft hat, gerade so lange nämlich, als die Geschichtschreibung von dem „göttlichen Recht" monarchischer Willkür ebenso fest überzeugt war wie diese selbst. Ein unsäglich beelendendes Gefühl übernimmt einen, wenn man durch die dicken Quartanten sich durcharbeiten muß, in welchen klägliche Pedanten mit in die Jauche gelahrter Niedertracht und niederträchtiger Gelahrtheit getauchten Federn die Ereignisse jener Zeit verzeichneten. Man muß die deutschen Historienbücher von damals kennen, um so recht zu wissen, in welche Kloake von Barbarei und Gemeinheit der deutsche Geist zu Anfang des 18. Jahrhunderts versunken war. Was für eine Zeit, wo ein solches Lasterbündel von Landverderber, wie August der Starke war, nicht nur in allen Tonarten der Schmeichelei als „der Große" angedudelt wurde, sondern alles Ernstes für einen großen Mann und Musterfürsten galt, selbst in den Augen seines eigenen, von ihm bis auf's Blut geschundenen Sachsenvolkes! Die deutsche Knechtschaffenheit jener Periode hat sich in den Gedichten des Mannes, welcher lange Jahre den „deutschen Parnaß gouvernirte", ein Denkmal von Koth errichtet. Denn in Wahrheit, es dürfte in den verdorbensten Zeiten von Rom und Byzanz schwerlich ein Afterpoet geschweifwedelt und gespeichelleckt haben, der es an superlativischer Bedientenhaftigkeit mit dem Herrn Professor Gottsched

hätte aufnehmen können [1]). Welche glorreiche Riesenarbeit haben unsere Helden, Heiligen und Märtyrer gethan, unsere Aufklärer und Klassiker, unsere Denker und Dichter, alle die unsterblichen Lichtbringer von Thomasius bis Kant, von Klopstock bis Schiller, indem sie eine so entsetzlich versumpfte Nation wieder zum Bewusstsein der Menschenwürde erhoben! . . .

Das Debüt des achtzehnjährigen Schwedenkönigs hatte etwas wirklich Ueberraschendes, so daß die Verwunderung Europa's sich leicht erklärte. Wie eines flammenden Nordlichts Aufleuchten war der Aufschritt des Jünglings, der Phantasie der Menschen sich bemeisternd und ihnen ein mit

---

1) Das Tollste ist, daß, nachdem er sich in seinen Versen seitenlang vor August dem Starken förmlich im Staube gewälzt, der schamlose Pedant die Frechheit hatte, auszurufen: —

„Du, strenge Wahrheit (!), laß dies Blatt
In deinem Tempel ewig währen!
Mein Mund ist kein erkaufter Mund,
Er hat nicht schmeichlerisch gesungen."

Und doch sollte Gottsched noch übergottschedet werden, von einem gewissen Hanken nämlich, welcher edle Hofrath in seinem Trauergedicht auf den Tod Augusts des Starken (1733) also lobposaunte: —

„Kein König hat gelebt, kein König ist gestorben,
Der so viel wahren Ruhm gleich dem August erworben;
Schweig', pralerhaftes Rom, vom Titus und Trajan!
August hat mehreren als jene wohlgethan.
Es wird ganz Sachsenland und alle Welt bekennen,
Er sei ein Vater mehr als König zu benennen.
Wie man mit Klugheit herrscht, mit Gütigkeit regiert,
Das Volk bei Friedenszeit zur Kriegesschule führt,
Wie man durch Wissenschaft so Pracht als Kunst verbindet,
Die stolzen Feinde schlägt, ja selbst sich überwindet,
Der Rache Süßigkeit ganz aus den Augen setzt,
Des Landes Wohlfahrt mehr als eitle Ruhmsucht schätzt,
Dies alles hat August, ja noch viel mehr erwiesen,
Was uns das Alterthum vom Herkules gepriesen."

Der gute Mann hatte gar keine Ahnung, daß er, da jede Zeile seiner Lobsalbaderei eine Lüge, eigentlich eine scharfe Satire geschrieben habe. Die sogenannten Historiker wetteiferten mit den sogenannten Poeten um den Preis der Gemeinheit. Man durchblättere, um sich davon zu überzeugen, die „Heldengeschichten" der Fassmann, Gundling und Konsorten.

Schrecken gemischtes Staunen abnöthigend. Es schien eine Weile, daß im Norden ein moderner makedonischer Alexander aufgestanden und daß es Schwedens Geschick wäre, die vorherrschende Macht des Erdtheils zu werden. Die blitzschnell sich folgenden, glanzfunkelnden Erstlingserfolge des jugendlichen Heldenkönigs, wie er alsbald genannt wurde, ließen selbst nüchtern gestimmte Beobachter nicht nur außerhalb, sondern auch innerhalb Schwedens darüber hinwegsehen, daß der schwedische Staat schon um seiner übel bestellten Finanzen willen — Karl hatte die sämmtlichen Ersparnisse seines klugen Vaters binnen drei Jahren kraftgenialisch verthan — gar nicht imstande sei, der Durchführung einer Helden- und Erobererrolle zur Basis zu dienen. Daß aber Karl, durch seine ersten wundersamen Erfolge völlig in die Region donquijotischer Phantasiewillkür und maxibranderischer Romantik hineingeschwindelt, diese Rolle sich aneignete, unterliegt keinem Zweifel. Sie machte ihn, mehr und mehr in seinem Gehirne zu einer fixen Idee sich verknöchernd, erst zu einem glänzenden, dann zu einem verwilderten Abenteurer und schließlich zu einem ganzen Narren, dessen lichte Augenblicke immer seltener wurden.

4.

Die Zettelungen und Zurüstungen der Feinde Schwedens waren gerade mit dem Jahrhundert so weit gediehen, daß man die Koalitionsmine explodiren lassen konnte. Zuerst brach Dänemark los und zwar gegen Karls Schwager und Schützling, den Herzog von Schleswig-Holstein, während Russland und Polen sich anschickten, Livland und Esthland anzufallen.

Karl hatte außerordentliche Mühe, die zu seinen Rüstungen nöthigen Gelder aufzubringen, und er erkaufte dieselben nur mittels schwerer Zugeständnisse an die schwedische Aristokratie. Am Abend des 13. April von 1700

verließ er die Hauptstadt, um seine Maxibrander-Laufbahn anzutreten, und er hat Stockholm nie wieder gesehen. Am 25. Juli legte die schwedische Flotte am toberuper Felde zwischen Kopenhagen und Helsingör auf Seeland an und bewerkstelligte Karl unter lebhafter Gegenwehr der Dänen die Landung seiner Armee. Mitten im Wirrwarr des Landungskampfes soll der König einen alten Soldaten gefragt haben: „Was ist das für ein Sausen in der Luft?" — „Das Pfeifen der Kugeln, Majestät." — „Wohl, das soll künftig meine Leibmusik sein." Diese Anekdote ist, wie viele von Karl erzählte, nicht Geschichte, sondern Wachtstubenpoesie. Der dänische Feldzug nahm übrigens ein rasches Ende. Denn bevor Karl zu seinem beabsichtigten Sturm auf Kopenhagen schreiten konnte, beseitigte der am 8. August zu Traventhal zwischen Dänemark und Schleswig-Holstein geschlossene Friede die Ursache des Krieges. Der Schwedenkönig benahm sich, vor der dänischen Hauptstadt lagernd, mit der Großmuth eines irrenden Ritters, indem er von Dänemark als Friedensbedingung nur das Versprechen forderte, den Feinden Schwedens keinen Vorschub zu leisten. Dann zog er ab und heim nach Schonen und von da nach Bleckingen, wo gegen den Russenzaren Peter und den Polenkönig August, welche inzwischen ebenfalls den Krieg begonnen hatten, gerüstet wurde.

Am 1. Oktober stach Karl mit einer Flotte von 200 Schiffen und 8000 Mann Truppen von Karlskrona und Karlshamen aus in die Ostsee, landete nach einer stürmischen Ueberfahrt in Pernau und wollte zunächst auf Riga marschiren, weil er dort herum das Heer Augusts des Starken vermuthete. Nachdem er aber erfahren, daß die Sachsen bereits in die Winterquartiere gegangen seien, brach er, ohne weitere Verstärkungen abzuwarten, mit seinem kleinen Heer gen Narwa auf, welches Zar Peter mit 80,000 Russen belagerte. Wie glänzend Karl am 20. November von 1700 bei Narwa mit seinen 8 bis 9000 Schweden die nahezu zehnfache russische Uebermacht besiegte, ist bekannt. Der Zar, welcher den Tag von Narwa

nicht mitgemacht hatte, war in seiner Art Philosoph genug, die Nachricht der furchtbaren Niederlage seiner Truppen mit den Worten zu beantworten: „Ich weiß recht wohl, daß die Schweden uns noch manchesmal schlagen werden; allmälig werden wir aber von ihnen lernen, sie wieder zu schlagen.“ Das hieß wie ein Staatsmann sprechen. Der Schwedenkönig sagte, über die ersiegte Walstatt reitend: „Es ist gar kein Vergnügen, mit den Russen sich zu schlagen; denn sie halten nicht stand, sondern laufen davon.“ Das hieß wie ein Maxibrander sprechen.

Dem raschen Erfolg auf Seeland und dem Glanzsieg bei Narwa reihte sich als dritte große Schicksalsgunst der zermalmende Schlag an, womit Karl am 9. Juli von 1701 an der Düna bei Riga ein sächsisch-russisches Heer zu in alle Winde zerstiebendem Müll zerschlug. Wenn jetzt der Sieger als Politiker handelte, mussten ihm die großartigsten Vortheile zufallen. Allein statt Politik trieb der Schwedenkönig nur Donquijoterie und zwar mit einem Starrsinn, der schon jetzt häufig den anhebenden Wahnsinn durchblicken ließ.

Er hatte sich's in den Kopf gesetzt, alle seine Macht und Stärke gegen den allerungefährlichsten seiner Gegner zu wenden, gegen August, den leibstarken Schwächling, den er vom polnischen Throne stoßen und überhaupt vernichten wollte. Es half nichts, daß August um Frieden bat. Es half nichts, daß alle denkenden Männer in Karls Umgebung ihm eindringlich vorstellten, der Rachezug gegen den Kurfürsten von Sachsen würde das Gebiet der Republik Polen berühren und demnach auch diese, welche bislang ihren König seinen Streit allein hatte ausfechten lassen, gegen Schweden in Harnisch bringen. Es half endlich auch nichts, daß man dem Könige zeigte, sein weitaus gefährlichster Gegner sei der Zar Peter und gerade diesem würden ja die schwedischen Ostseeprovinzen preisgegeben sein, während Karl in Polen und Sachsen dem Phantom einer romantischen Rache nachjagte. Es half alles nichts, der Unsinn musste seinen Lauf haben und

damit ist denn auch schon der große Wendepunkt in Karls Weltstellung und Geschicken eingetreten. Aus dem heldischen König, als welcher er so eben aufgetreten, ward ein blind ins Blaue fahrender Kriegsspektakeler, dessen anachronistisches Gerassel und Getobe lächerlich gewesen sein würde, falls es nicht für Länder und Völker so unheilvoll und verderblich war. Vorab auch für sein eigenes. Karl hatte von den Pflichten eines Regenten gar keine Vorstellung und ist trotz der schweinsledernen Bibel, welche er immer mit sich herumschleppte, ein ganz und gar gewissenloser Mensch gewesen, der alles seinen Grillen und Launen, mit einem Wort, seiner Narrheit opferte und sein Vaterland zu Grunde gerichtet hat.

Unzugänglich allen Gründen der Vernunft und allen Regeln und Forderungen der Kriegs- und Staatskunst zum Trotze drang, die russische Macht in seinem Rücken lassend, der „nordische Alexander", wie der Unverstand ihn nannte, in Polen ein, überzog das Land und zwang den Reichstag, die Absetzung des leibstarken Augustus zu dekretiren und eine neue Königswahl anzuordnen, welche dann auch statthatte und dahin ausschlug, daß die widersächsische Partei den Kandidaten Karls, den Stanislaus Leszynski, ein Mitglied der polnischen Schlachta (niederer Adel), zum König erkor. Dieser nationalpolnische Gegenkönig des sächsischen Augustus war übrigens nicht mehr werth als dieser. Zwar lange nicht so lüderlich wie der Leibstarke, aber ein indolenter Tabaksschmaucher, ein Nichtkönig jeder Zoll. Einstweilen hielt Karls langer Degen diese Königspuppe auf ihrem Throne aufrecht, während der „löwenmuthige" Augustus das Hasenpanier ergriff und nach Sachsen entwich.

Bevor dies geschah und während der Krieg noch in Polen spielte, hat sich in Karls Laufbahn eine Episode hineingeschoben, welche unzweifelhaft als ein „lichter Moment" bezeichnet werden darf. Der sächsische Augustus nämlich, der Vater von dreihundert und etlichen Bankerten, welchem man, wie vormals dem Papst Alexander dem Sechsten, nachsagte, daß er der Liebhaber einer seiner eigenen Töchter,

der sogenannten Gräfin Orzelska — sie wurde von dem jugendlichen Kronprinzen von Preußen, der nachmals Friedrich der Große geworden, gelegentlich mit einem Kinde beschenkt — also der sächsische Augustus glaubte, während er noch in Warschau saß, ein neunzehnjähriger Berserker von Schwedenkönig müßte doch wohl auch seine schwache Seite haben und, wenn nicht für Diplomaten in Perücken, so doch gewiß für Diplomaten in Schnürleibern und Unterröcken zugänglich sein. Demzufolge suchte er einen sehr unwillkommenen Besuch, womit ihn eine seiner abgelegten Maitressen, die bekannte schwedische Gräfin Aurora von Königsmark, welche er zur Koadjutorin der Abtei Quedlinburg gemacht hatte, in Warschau überraschte, zu Gunsten seiner Angelegenheiten auszunützen, indem er die allbereits dreiunddreißigjährige Schöne — (sie war 1668 geboren) welche aber immer noch eine Schöne war, mit einer Friedensmission ins schwedische Hauptquartier betraute. . . . Aurora, ihren Reizen und ihrer Klugheit vertrauend, machte sich also nach Würzau in Kurland auf und langte zur Neujahrszeit von 1702 glücklich daselbst an. Allein die Unterrocksdiplomatik scheiterte völlig und kläglich. Der königliche Gideon von Maxibrander, kalt wie Schnee und keusch wie Eis, ließ die vornehme Ex-Buhlerin gar nicht vor sich. Vergeblich ließ sie alle Künste ihres ehemaligen Gewerbes spielen; umsonst verlegte sie sich auf allerhand Listen, um eine Begegnung mit Karl zu erzwingen; vergeblich bombardirte sie ihn mit zierlichsten Billets; umsonst reimte sie ihn französisch an, freilich in sehr ordinären Perückenstilversen[1]). Er wollte sich schlechterdings nicht

1) „A la table des dieux Mercure louoit fort
Le jeune monarque du Nord.
En parlant des héros, qui regnent sur la terre,
Mars surtout vantoit les lauriers
Qu'il a remportés à la guerre.
Mais Jupiter fut des premiers,
A faire remarquer sa bonté, sa clemence,
Sa piété, sa tempérance,
Si rare parmi les guerriers.

sehen und ließ sie gänzlich unverrichteter Dinge, was man so nennt, abfahren. Dessenungeachtet hat die nicht eben sehr zartfühlende Dame später es noch einmal versucht, dem Schwedenkönig sich zu nähern. Nämlich als derselbe nach dem Abschlusse des Friedens von Alt-Ranstädt (September 1706) in Leipzig Hof hielt. Sein Minister Piper machte daselbst mit Festen und Gastereien großen Aufwand und eines Tages beabsichtigte er zur Hochzeit seiner Schwägerin auch die in der Stadt anwesende Gräfin von Königsmark einzuladen. „Darf ich?“ fragt er seinen Gebieter, welcher ebenfalls zu kommen versprochen hat. „Habe nichts dagegen.“ — „Aber, Majestät, ich bin in Verlegenheit, welche Ehrenbezeugungen der Gräfin erwiesen werden sollen, ohne die Ranganspruche der übrigen Damen zu beeinträchtigen.“ — „Ehrenbezeugungen? Was? sie ist ja 'ne Hure.“ — „Aber, Majestät, Gräfin Aurora gehört einer großen Familie an und man kann ihr doch eigentlich nur vorwerfen, die Geliebte eines Königs gewesen zu sein.“ — „Ei was, König oder Bauer! Sie ist und bleibt eine Hure und soll wegbleiben!“ ... Das stimmte nun freilich nicht sehr zu dem herrschenden Ton im „galanten“ Sachsen, überhaupt nicht zum vornehmen Lotter- und Luderton der Zeit, war aber nur um so richtiger und braver gesprochen.

Also nach Sachsen hatte Karl in Verfolgung Augusts des Starken den Krieg getragen, am 22. August von 1706 mit 20,000 Mann bei Hernstadt in Schlesien den deutschen Boden betretend, auf welchem Erinnerungen an die Schwedengräuel des dreißigjährigen Krieges wachzurufen die schwedische Soldateska eifrig und erfolgreich sich bemühte. Schade, daß Strohköpfe von lutherischen Pfaffen und Konsistorialräthen noch nicht auf die sublime Idee ver-

---

Minerve applaudissoit sans cesse
A sa prudence et sagesse.
Ce roi là, dit Momus, ne sera pas un sot.
Enfin chacun des dieux, discourant à sa gloire
Le plaçoit par avance au temple du mémoire,
Mais Venus, ni Bacchus n'en dirent pas un mot.“

fallen sind, dem Gustav-Adolf-Verein, welcher mit beispielloser Gedankenlosigkeit einem der grimmigsten Feinde Deutschlands zu Ehren von Deutschen gestiftet worden, auch noch einen Karls-Verein zur Seite zu stellen. Das arme Sachsenland, welches der polnisch-schwedische Streithandel seines starken Bankertevaters gar nichts anging, hatte in Folge der deutschen Landesväterlichkeitspraxis in diesem Streite dennoch schon 36,000 Soldaten, 800 Geschütze und 88 Millionen Thaler aufgewendet und geopfert und jetzt hatte es noch die schwedischen Presser auf dem Halse, ein ganzes Jahr lang.

Der jämmerliche August — welchen Doktor Faßmann in seinem „Glorwürdigen Leben Friederici Augusti“ (1733) den „Großen“ zu betituln nicht unterlässet — musste sich zu dem bereits erwähnten altranstädter Friedensschluß bequemen, welcher ihn zum Kurfürsten von Sachsen degradirte. Der „Große“ scheute nicht einmal vor der Schmach zurück, den livländischen Patrioten und widerschwedischen Diplomaten Patkull, welcher grell-völkerrechtswidrig als Gefangener auf dem Königsteine saß, an Karl auszuliefern, der auf seinem im Herbste von 1707 angetretenen Zuge von Sachsen nach Polen den Unglücklichen in so infernalisch-grausamer Weise hinrichten ließ, daß diese eine Brutalität schon ausreicht, all das dumme Gerede von Karls Großmuth richtig zu werthen. Der ritterliche Narr konnte unter Umständen ein sehr grausamer Narr sein.

Der Aufbruch aus Sachsen nach Polen war erfolgt, weil, während der Schwedenkönig jahrelang in Polen und Sachsen maxibranderisch umhergerasselt war, um gänzlich unfruchtbare Lorbeern zu gewinnen, der Russenzar in den schwedischen Ostseeprovinzen solide Eroberungsgeschäfte gemacht und Petersburg gegründet hatte. Karl bildete sich ein, mit dem Peter ebenso leicht fertig zu werden, wie er es mit den ökonomisch und moralisch verlumpten polnischen Magnaten und ihrem ebenbürtigen König August geworden war. Taub für alle Warnungen, zog Karl mit seinen Schweden, für welche Sachsen, wie man sich gelehrt aus-

drückte, zu einem Kapua geworden war, durch Schlesien nach Lithauen, von dort nach Großpolen und Masovien und von da immer weiter und mitten nach Russland hinein, bis nach — Poltawa. Unterwegs, auf dem Marsche von Smorgoni gen Borissow, erhaschen wir, mit Hilfe der Memoiren des russificirten Polen Bulgarin, den letzten lichten Moment, den letzten wahrhaft menschlich-guten Schimmer in Karls Leben[1]).

---

1) Bulgarin (Mem. I, 75 fg.) theilt aus dem Munde seiner Urgroßtante, der Panna Onjuchowska, welche ein Alter von 115 Jahren erreichte, mit, was sie von der Einkehr des Schwedenkönigs in ihrem Vaterhause im Jahre 1708, zur Zeit, wo sie ein halbwüchsiges Mädchen von 12 Jahren war, ihrem Urgroßneffen erzählt hat. Es war bei ihrem Vater für den König Quartier angesagt und die ganze Schlachtitz-Familie rüstete und putzte sich aufs beste, den hohen Gast zu empfangen. Gegen Mittag ritten zwei Officiere, von einem Soldaten begleitet, in den Hof. „Ob das wirklich Adjutanten des Schwedenkönigs sein mögen? So ärmlich gekleidet!“ Die Officiere stiegen ab und der Marschall (Hausmeister) empfing sie in dem Vorsal. Sie fragten nach dem Hausherrn, welcher sich mit der ganzen Familie hinauf begab. „Sind Sie der Herr vom Hause?“ fragte der jüngere der beiden Officiere höflich in deutscher Sprache. „Zu dienen. Was ist Ihnen gefällig?“ — „Das königliche Quartier ist hier. Haben Sie die Güte, uns die für den König bestimmten Zimmer zu zeigen.“ — „Mein ganzes Haus steht zur Verfügung Sr. Majestät.“ — „Ihm genügt ein Zimmer, zwei andere aber erbitte ich für die Kanzlei und Adjutantur.“ — „Richten Sie alles nach Ihrem Wohlgefallen ein. Aber sagen Sie mir, wird der König bald vorfahren, damit wir uns anschicken können, ihn gebührend zu empfangen.“ — „Sie haben ihn bereits empfangen. Ich bin der König“ . . . Karl benahm sich sehr freundlich gegen seine Quartiergeber. Er aß am Familientische und war äußerst genügsam und erkenntlich. „Mir ist — erzählt Panna (Herrin) Onjuchowska — als sähe ich ihn noch vor mir, diesen schrecklichen König, über den so viele Bücher geschrieben sind. Drei Tage lang hatte ich Gelegenheit, mich nach Herzenslust an ihm satt zu sehen. Er, welcher die Welt in Schrecken setzte, war sanft wie ein Lamm und verschämt wie eine Nonne. Von ziemlich langem, schlankem und schmächtigem Wuchse, hatte er ein Gesicht, welches im Verhältniß zum Rumpfe und selbst zum Schädel zu klein war. Schön ist er nicht gewesen, aber man konnte sein pockennarbiges Gesicht auch nicht hässlich finden. Seine dunkelblauen Augen glänzten wie Brillanten. Er trug keine Perücke. Sein blondliches Haar war leicht gepudert, kurzgeschoren, nach

Hundert und vier Jahre später ist an der Spitze der gewaltigsten und stolzesten Armada, welche die Welt bis dahin gesehen hatte, ein anderer Eroberer denselben Weg gezogen, um in Moskau die Nemesis zu finden, den Anfang vom Ende, den Beginn der Strafe für den beispiellosen Missbrauch eines beispiellosen Genies und Glücks. Karl der Zwölfte richtete seinen Marsch nicht soweit nach Osten, sondern bog in südöstlicher Richtung rechtshin ab, nach der Ukraine, indem er sich, verführt von den überstiegenen Hoffnungen, welche er auf das von dem Kosakenhetman Iwan Stephanowicz Maseppa ihm angetragene Bündniß, sowie auf die Hilfeverheißung der Türken setzte, mit gewohnter Tolldreistigkeit in die Unermesslichkeit der südrussischen Steppen warf. Ein recht und schlecht donquijotisches Unternehmen vom Anfang an und so recht und schlecht marxbranderisch geführt! Die unglücklichen, dem Verderben entgegengeschleppten Schweden hätten von rechtswegen den Narrenkönig in ein Zwangshemd verpacken und ins Tollhaus nach Stockholm heimschicken sollen. Kennzeichnet es doch die ganze Lage, daß Karl eine närrische Freude empfand, als ihm Maseppa — der bekanntlich ein anderer in Byrons Prachtgedicht und ein anderer in der Geschichte — zu Kalomak vorgeflunkert hatte, „es seien von hier nur noch acht Meilen bis zur asiatischen Gränze; soweit also seien Sr. Majestät unwiderstehliche Waffen bereits vorgedrungen.“ Der König nahm diesen Humbug für bare Wahrheit, wie sich denn solche Starrköpfe am leichtesten mittels Lügen gängeln lassen, und sagte eifrigst: „Dahin müssen wir, um sagen zu können, daß wir auch in Asien gewesen.“

---

oben hinaufgekämmt und im Nacken zu einem kleinen Zopf zusammengebunden. Er sah sehr jugendlich aus, stets trug er eine blaue Uniform mit gelbem Futter und rothem Kragen, gelblederne Beinkleider und ungeheuer große Stiefeln mit gar gewaltigen Sporen. Sein Schwert, seine fast bis zum Ellnbogen reichenden Lederhandschuhe, seine Stiefeln sammt den Sporen standen in so ungünstigem Verhältniß zu seiner Gestalt, daß wir Mädchen seine Goliathsrüstung bespöttelten.“

Derweil hatte Zar Peter sich bemüht, seine nach der Niederlage bei Narwa gethane Prophezeiung in Erfüllung zu bringen, d. h. seine Russen von den Schweden lernen zu lassen, wie man die Schweden besiegte. Er sorgte auch dafür, daß am Entscheidungstage die Russen ihren bis auf wenige Tausende herabgeschmolzenen, abgehetzten, schlecht mit Munition versehenen Gegnern sehr beträchtlich an Zahl überlegen waren. Dieser Entscheidungstag bei Poltawa, bis wohin allen flehentlichen Bitten seiner Getreuesten ungeachtet, allen Warnungen des schlauen Maseppa zum Trotz Karl vorgedrungen, der 9. Juli von 1709 machte dann der ritterlich-romantisch-sinnlosen Irrfahrt desselben ein Ende mit Schrecken. Das ganze schwedische Heer ward vernichtet oder gefangen. Ein verwundeter Flüchtling, entging der König nur mit Mühe den Verfolgern. In der Nacht vom 10. auf den 11. Juli setzte er mit seinen Fluchtgenossen über den Dnjepr, floh weiter zum Bug und von diesem bis nach Bender, die Gastfreundschaft der Türken ansprechend.

„Nun stehen Petersburgs Grundmauern unerschütterlich fest!“ schrieb vom Siegesfelde bei Poltawa triumphirend der Zar.

5.

Unter allen den abenteuerlichen Kapiteln der Geschichte Karls des Zwölften bildet die Zeit, wo er, um mit Tegnér zu reden, „in Bender lag“, sicherlich das abenteuerlichste. Ein hilfeloser Flüchtling wird von der Regierung eines ihm wildfremden Volkes, das nicht die geringste Verpflichtung gegen ihn hat, mit großmüthigster Gastlichkeit aufgenommen, in freigebigster Weise jahrelang bewirthet — das Gefolge des Königs, ab und zu an Zahl wechselnd, betrug durchschnittlich 400 Personen, zu-

letzt aber 700, und zum Unterhalt desselben gab die Pforte außer den Lebensmitteln und der Fourage täglich noch 500 Thaler her — der Gast dagegen bietet alles auf, um in seine tollen Händel auch seinen großmüthigen Wirth zu verwickeln, er verstrickt denselben in einen Krieg, zettelt Ränke aller Art unter seines Wirthes Untergebenen an, wird dadurch nachgerade diesen und jenem im höchsten Grade überlästig, steigert aber nur in demselben Maße seine unverschämten Ansprüche noch und endigt damit, daß unbestreitbare Recht des hundertfach beleidigten und gemissbrauchten Wirthes, den tollen Gast zum Hause hinauszuweisen, mit der blanken Waffe zu bestreiten. Und das alles, während sein heimisches Land, in Todesnöthen ringend, umsonst des Königs Heimkehr erbittet und erfleht! War dies nicht das Gebaren eines Narren, so hat es ein solches nie gegeben.

Volle fünf Jahre und etliche Monate lang lungerte Karl in Bender. Es gelang ihm, die Türken zum Kriege gegen Russland zu stacheln, zu jenem Kriege, im Verlaufe dessen die Größe und das Glück des Zaren Peter im Lager bei Husch am Pruth zu Staub zerrieben worden wären, falls der Großwesir Baltadschi Mohammed nicht entweder ein Esel oder ein Schuft oder auch beides zumal gewesen wäre. Es wurde auch gemunkelt, daß er den Zaren am Pruth habe laufen lassen, um dem ihm verhassten Einlagerer von Schwedenkönig einen Possen zu spielen (Juli 1711). Sicher ist, daß es diesem nicht glücken wollte, die Türken zum zweitenmale gegen die Russen zu hetzen. Trotzdem aber, daß er einsehen musste, sein Gewerbe in der Türkei sei zu Ende und er sei den Türken im höchsten Grade lästig und unwerth, blieb er doch in Bender liegen, in seinem geliebten „Gideon von Maxibrander“ studirend, und ließ das arme Schweden gegen die Angriffe vonseiten Peters und des wieder nach Polen zurückgegangenen sächsischen August, sowie vonseiten Dänemarks, Preußens und Hannovers, sich abzappeln, bis zur völligen Erschöpfung, bis zur Athemlosigkeit. Kamen mit-

unter gar zu bewegliche Klagen von daheim nach Bender, so zuckte der „fromme Heldenkönig“ die Schultern und schrieb in sein Notizbuch den Reim: —

„Was zaget ihr doch?
Gott und Ich leben ja noch —“

worin sich, urtheilt der gesunde Menschenverstand, bei weitem weniger wirkliche Frömmigkeit als aberwitziger Dünkel kundgab.

Allerhand Wirbelwindpläne fuhren dem königlichen Abenteurer durch den Kopf. Einer darunter ist bemerkenswerth, eine Reminiscenz gustav-adolfischer Betreibungen: — das Projekt, ein Bündniß protestantischer Fürsten in Deutschland unter Karls Protektion zustande zu bringen. Natürlich ging der Einfall so rasch, wie er gekommen war, und spurlos vorüber. Inzwischen waren die Türken, selbstverständlich durch russische Agenten in dieser Richtung bearbeitet, des unholden, lästigen und gefährlichen Gastes bis zum äußersten Ueberdruß müde geworden, und nachdem der Padischah im April von 1712 seinen Frieden mit dem Zaren erneuert hatte, forderte er den Schwedenkönig mit entschiedenen Worten auf, die osmanischen Staaten endlich zu verlassen. Zwar schienen Karls Fürsprecher die Politik der Pforte nochmals zu einer feindseligen Wendung gegen Russland bestimmen zu können; allein das erwies sich bald als ein flüchtiger Schein. Und selbst die türkische Geduld war endlich zu Ende. „Eide theik, Giaur! (Mach' dich fort, Ungläubiger!)“ hieß es jetzt. „Ich brauche 600,000 Thaler zur Bezahlung meiner Schulden und zum Reisegeld,“ sagt Maxibrander. Der Sultan gibt das Geld, legt sogar noch 200 Chize (Beutel Goldes) zu, schenkt Wagen und Pferde zur Reise. Der tolle Gast verschleudert das Geld, bleibt und fordert 1000 weitere Beutel. Das ist dem Großherrn denn doch zu schwedisch. Dem Giaur und vollends einem so undankbaren Giaur darf nicht nur, sondern muß die Gastfreundschaft aufgekündigt und versagt werden, lautet das vom Mufti auf Befragen abgegebene Fetwa. „Wohl, so lasst meinen Seraſker und den Khan

der Tataren, so es nöthig, das Kalabalik bei Bender veranstalten," sagt der Padischah. „Sie sollen nur kommen, ich fürchte mich nicht und werde Gewalt mit Gewalt vertreiben," sagt Maxibrander.

Und so geschah es im Februar von 1713. Sie kamen, der Tatarkhan und der Serasker, mit 15,000 oder mehr Janitscharen und Tataren und 14 Geschützen und verschritten, nachdem alle gütlichen Versuche der beiden türkischen Magnaten, den schwedischen Eisenkopf zur Abreise zu bewegen, misslungen waren, zum Sturm auf das barrikadirte Lager der 700 Schweden Karls. Das war die weltberühmte Löwenjagd („Kalabalik") bei Bender. Denn es mag in Liebe angenommen werden, daß der also Gejagte ein Löwe war; aber unbedingt war er ein närrisch gewordener Löwe, zu welchem einer seiner treuesten Getreuen in diesen Tagen sagte: „Wenn denn Eure Majestät sich schlechterdings an nichts kehren und halten will, was Gottesfurcht, Vernunft und Ehre fordern, so habe ich hier nichts mehr zu schaffen."

Die Janitscharen, welche einen großen Respekt vor dem tapfern Sonderling hatten, schickten zum letzten Versuch einer Verständigung eine Abordnung aus ihrer Mitte an Karl. Er wollte sie nicht hören. „Jetzt — maxibranderte er — ist nicht Zeit zum Schwatzen, sondern zum Fechten. Wenn die Kerle sich nicht fortmachen, lass' ich ihnen die Bärte absengen ...." „Der schwedische Karl ist toll geworden!" schrieen die beschimpften Janitscharen bei ihrer Rückkehr ihren Kameraden zu. „Der Eisenkopf! Der Eisenkopf!" kopfschüttelten diese.

Der Sturm hob an und der König begnügte sich nicht, demselben zu trotzen, sondern fiel heraus, den Degen in der Rechten, ein Pistol in der Linken, seine so verrückter Weise dem Verderben preisgegebene Handvoll Schweden mit seinem alten Schlachtruf befeuernd: „Frisch drauf los, ihr blauen Burschen (friskt mod, J gossar blå)!". Daß der Narr bei dieser Gelegenheit zu Grunde gegangen, falls die Türken nicht auch jetzt noch, mitten im Kampfgewühle,

schonend gegen ihn verfahren wären, unterliegt keinem Zweifel und steht stark zu vermuthen, daß sie sich dabei nicht allein von politischen Rücksichten, sondern auch und vielleicht am meisten von dem bekannten orientalischen Respekt vor dem Wahnsinn leiten ließen. Sie begnügten sich, den tollgewordenen Löwen zu fangen, und thaten ihm nichts zu Leide. Wer aber in dieser noch dazu ziemlich lächerlich zu Ende gegangenen Kampfscene — denn Karls Gefangennahme wurde dadurch erleichtert, daß er mit seinen Riesensporen an etwas hängen geblieben und zu Boden gekollert war — etwas Heldisches sehen wollte, unter dessen Gehirndecke müsste es gerade so aussehen, wie es unter der des Schwedenkönigs aussah.

6.

Mit zerrissenen und blutbefleckten Kleidern, mit einer Wunde an der linken Hand, mit geschundener Nase und pulverrauchschwarzem Gesichte wurde der Gefangene vor den Serasker geführt, welcher ihn höchst anständig behandelte. Auf sanfte Vorstellungen vonseiten seiner Getreuen über den begangenen Unsinn gab Karl zur Antwort: „Ich will lieber für einen Rasenden als für einen Poltron angesehen sein.“ Zar Peter, nachdem er die unerhörte Neuigkeit vom Kalabalik bei Bender vernommen, sagte: „Nun sehe ich klar, daß mein Herr Bruder Karl ein gottverlassener Mann, da er die Tollheit beging, gegen seinen einzigen Freund und Bundesgenossen, gegen den Sultan, dermaßen sich aufzuführen.“

Der gefangene Schwedenkönig wurde nach dem jenseits des Balkan bei Demitoka gelegenen großherrlichen Lustschloß Demürtasch gebracht, der Eisenkopf auf den Eisenstein; denn das bedeutet jener türkische Schloßname. Er und sein Gefolge sind daselbst anfangs mit allen Ehren und höchst

liberaler Gastfreundschaft behandelt worden, allerdings in der Hoffnung, daß der Einlieger nun doch endlich Anstalten machen würde, die Türkei von seiner Gegenwart zu befreien. Der Einlieger — was jetzt im wörtlichen Sinne zu nehmen ist, denn Karl gefiel sich in Demürtasch darin, bei gesunden Gliedern volle 43 Wochen das Bett zu hüten — der Einlieger aber blieb hartnäckig, wo er war, und wäre freiwillig nie wieder von dort weggegangen, falls nicht von daheim Nachrichten einlangten, welche ihn doch aus seinem Dreiundvierzig-Wochen-Bett aufstörten. Man ging nämlich in dem bedrängten Schweden im Frühjahre von 1714 ernstlich mit allerlei Plänen um, den halsstarrig abwesenden König-Narren so oder so zu ersetzen. Das schlug durch. Karl, dessen autokratisches Gottesgnadenbewusstsein ein ganz ungeheuerliches, beschloß jetzt, heimzukehren, und führte in seiner Art diesen Entschluß aus, nachdem ihn der französische Gesandte in Konstantinopel mit spärlichem Reisegeld versehen hatte. Seine in der Türkei massenhaft gemachten Schulden ließ er natürlich in vornehmster Manier unbezahlt.

Am 1. Oktober von 1714 stieg er zu Demitoka zu Pferde, um — „Geh' mit Allah!" schrieen die Türken — seinen vielgerühmten Kraftgenie-Ritt anzutreten, welcher ihn binnen 21 Tagen durch die Bulgarei und Walachei, durch Siebenbürgen, Ungarn und Deutschland nach Schwedisch-Pommern brachte. In der Nacht vom 21. auf den 22. Oktober begehrte der Heimgekehrte Einlaß am Thore seiner Stadt Stralsund, von welcher aus er dann im gewohnten Stile wieder zu regieren begann, d. h. Lebenswandel und Laufbahn eines gekrönten Abenteurers fortsetzte.

Dies war die Antwort auf die bei der Kunde von Karls Heimkunft allwärts in Europa gethane Frage: „Was wird jetzt aus diesem Könige werden?" Es wurde aus dem Romantiker kein Verständiger, aus dem Thoren kein Kluger, und daß er im Unglück nichts gelernt hatte, bewies er schon dadurch, daß er zu seinem Leibpolitikus und ersten Minister den holstein-gottorpischen Grafen Görtz machte, einen der

vorragendsten Schwindler und Plusmacher in einer an gewissenlosen politischen Schwindlern und Plusmachern überreichen Zeit. Freilich muß man derselben zugestehen, daß sie, ungleich der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die nicht unlöbliche Gewohnheit hatte, besagte Schwindler und Plusmacher in der Regel schließlich das Deficit mit ihren Köpfen bezahlen zu lassen. Um Karl, wie dieser nun einmal war, erwarb sich aber Görtz ein wirkliches Verdienst, insofern er durch seine skrupellosen Finanzkünste dem König die Mittel verschaffte, fernerweit „für seinen Ruhm zu arbeiten", d. h. fernerweit zu maxibrandern und noch vier Jahre lang den Kriegshelden zu spielen auf Kosten seines unglücklichen Landes. Wie weit es mit der Erschöpfung desselben im Jahre 1718 gekommen war, erkennt man, so man in einer gleichzeitigen schwedischen Reimchronik, wo von dem Jammer der fortgesetzten gewaltsamen Soldatenaushebung die Rede ist, die Worte lies't: —

„An Männern fehlt es uns, drum nimmt man kleine Knaben.
Der König hat's gesagt, der König will sie haben.
Von zehn bis fünfzehn Jahr, kleiner nimmt man sie nicht.
Das war 'ne böse Jagd, bis man sie hat gekriegt . . ."

So kam der Einfall in Norwegen im Herbste von 1718 und damit der Untergang des tollen Meteors, welches nun seit achtzehn Jahren den Zeithimmel durchtaumelt und durchras't hatte. Das dänische Norwegen sollte mittels einer in zwei Kolonnen geführten Invasion erobert werden. Die nördliche, in der Richtung auf Drontheim über das Gebirge hineinbrechende befehligte Armfelt, die südliche der König, welcher die Festung Fredrikshall am Idefjord auf seinem Wege fand und trotz des bereits begonnenen Winters sofort zu der schwierigen Belagerung derselben schritt. Wie auf allen seinen früheren Feldzügen, gefiel sich Karl auch jetzt wieder weit mehr in der Rolle eines irrenden Ritters als in der eines verständigen Feldherrn und ließ daher keinen Tag verstreichen, ohne in närrischer Weise überflüssigen Gefahren zu trotzen oder irgendeinen Kraftstreich auszuführen. Die Phantasie-Willkür hat ihn als einen

echten Romantiker bis zuletzt unbedingt bestimmt und beherrscht und so war auch sein Tod ein romantisches Phantasiestück in Collot-Hoffmann'scher Manier.

Am Abend des 30. Novembers begab sich der König, nachdem er um 8 Uhr zu Nacht gespeis't, in die Laufgräben vor dem Fort Fredrikstein. Es war sehr dunkel, aber die Belagerten hingen brennende Pechkränze aus und warfen Leuchtkugeln, um ihr Feuer sicherer auf die Belagerungsarbeiter abgeben zu können. Mitten in diesem Feuer stieg Karl aus der Tiefe eines Laufgrabens heraus und schaute, mit den Armen auf die innere Böschung der Brustwehr gestützt, zu der Festung hinüber, Kopf und Brust den Kugeln derselben preisgebend. „Majestät, — sagt aus dem Laufgraben herauf einer seiner Genieofficiere, der Franzos Maigret, zu dem König — das ist kein Platz für Sie. Kanonen- und Musketenkugeln haben vor einem Monarchen nicht mehr Respekt als vor einem Soldaten." — „Bah, sei unbesorgt." — „Ich bin nicht für mich besorgt, wohl aber um Eure Majestät." — „Seht nach den Arbeitern in den Laufgräben, daß sie sich eilen." Maigret will dem Halsstarrigen noch einmal die Gefahr vorstellen, welcher er sich so recht maxibranderisch-zwecklos bloßstellte, allein andere Officiere flüstern dem Franzosen zu: „Lassen Sie ihn doch! Je mehr man ihn warnt, desto mehr gefällt er sich darin, die Gefahr zu braviren." Das Wort war kaum gesprochen — es ging gegen 9 Uhr zu und der Mond war herauf — da . . .

„Ha! ein Blitz! und dann
Die Todeskugel! Grade durchs Gehirn
Des Stolzen fährt sie; ach, und alles, was
Von dem gewaltigen Krieger übrigbleibt,
Der weit und breit Europa hat erschüttert
Und bis nach Asia hin die Wüstenei
Mit seinen Donnern aufgeschreckt: — ein Name!"

Die Todeskugel, eine dänische Kartätschkugel, nicht, wie man lange gefabelt hat, eine schwedisch- oder französisch-meuchelmörderische Pistolenkugel, war dem König in die linke Schläfe gefahren und durch das rechte Auge wieder

herausgegangen ..... Er ruht in einem Sarkophag von schwarzem Marmor im karolinischen Grabchor der Ritterholmkirche zu Stockholm. Man darf sich nicht wundern, daß das Andenken des Königs, nachdem die furchtbaren Leiden, welche er über Schweden gebracht, verwunden waren, über alle maßen glorificirt worden ist[1]). Es liegt ja in der Knechtseligkeit der Menschennatur, Spektakelmacher um so mehr zu preisen, je ärger dieselben die Menschheit gequält haben. Daß Karls des Zwölften meteorische Laufbahn viel die Phantasie Bestechendes hat, ist gewiß. Aber ebenso gewiß ist, daß von dem Richterstuhl der Geschichte das Endurtheil ergeht: — Ein im Purpur geborener Abenteurer, ein Romantiker weltgeschichtlichen Stils — Summa: Der König-Narr!

---

1) Soweit dies von der urtheilslosen Menge geschah, war es ganz in der Ordnung. Aber unbegreiflich und unverzeihlich erscheint es, wenn E. G. Geijer den Historiker also vergessen konnte, daß er als Poet dem König eine ganz überschwängliche Apotheose bereitete. Am Schlusse seines Gedichtes „Carl den Tolfte“ hat er seinem Helden gar die Worte in den Mund gelegt:

„Vid Gustaf Adolfs och Karl Magni sida
Jag sitter der. Uppå min arm i strålar
Ses Segren leende, som brud, förbida,
Och stjernehvalfvet med min krona prålar.“

(An der Seite von Gustav Adolf und Karl dem Großen — (eine absonderliche Zusammenstellung!) — sitze ich da. Auf meinem Arme ruht, strahlend und lächelnd wie eine Braut, die Siegesgöttin und dem Sternengewölbe dient zum Schmucke meine Krone.)

Ein

russisches Haus-, Hof- und Staatstrauerspiel.

> Zu glauben,
> Daß sich die menschliche Natur, daß sich
> Die Liebe, die ein Vater für sein Kind hegt,
> Auf ew'ge Zeit vertilgen ließen!
>
> Grabbe.

1.

„Glücklich wie eine Prinzeß!"

„Quält mich doch nicht so mit den nutzlosen Arzeneien und lasst mich ruhig sterben, da ich nicht länger leben mag. Das Dasein liegt zu schwer auf mir!"

Die das sprach am 1. November 1715 im Zarenpalast von Moskau, war eine deutsche Prinzessin, Charlotte Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel, und schwer fürwahr hatte das Dasein auf ihr gelegen und gelastet, seit jenem 25. Oktober 1711, wo sie zu Torgau dem Zaréwitsch Alexei, des großen Peters erstgebornem Sohn, angetraut worden war.

Damals, zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, sind russische Heiraten noch nicht der höchste Ehrgeiz und heißeste Wunsch deutscher Fürstenhäuser gewesen. Man wusste in Mittel-, West- und Südeuropa noch wenig von Russland. Was man aber erfuhr, war der Art, die Leute

mit einem aus Verwunderung, Schrecken und Abscheu gemischten Gefühle auf ein Volk blicken zu machen, welches aus dem physischen und moralischen Morast asiatischer Barbarei herauszureißen das gewaltige Kraftgenie Peters des Ersten soeben unternommen und begonnen hatte. Er war allerdings in seiner Art ein großer, ein größter Mann, dieser Peter. Eine welthistorische Charakterfigur ersten Ranges, in seinem Walten und Thun als Herrscher ein tüchtiger Arbeiter am Werke menschheitlicher Civilisation, geradezu ein, nein, der russische Kulturheros, obzwar für seine Person sein Leben lang ein gräulicher Barbar, am hellen Tage und vor aller Augen zügellosen Gelüsten und Leidenschaften fröhnend, deren Befriedigung selbst schamloseste Wüstlinge in Nacht und Einsamkeit zu bergen sich bemühen. Derselbe Mann aber, welcher eine seiner Lüste darin suchte und fand, allerhöchst eigenhändig den Knutenmeister und Kopfabhacker zu machen, hat mit genialischem Blicke die Zukunft Russlands erschaut und mit riesenstarkem Arme geschaffen. Er drängte, stieß, peitschte sein Volk in die Großmachtssphäre; er pflanzte die Fahne russischer Eroberung an drei Meeren auf, an der Ostsee, am schwarzen und am kaspischen Meere; er ließ den von ihm geschaffenen Koloß des Zarismus den einen Fuß auf Europa, den andern auf Asien setzen, während des Riesen lange Arme unersättlich ausgriffen, da schwedische und polnische, dort türkische, persische und chinesische Provinzen raffend und einheimsend.

Und keineswegs war Peter nur ein asiatischer Eroberer nach der Weise der Timur und Nadir. Nein, er war auch ein europäischer Organisator und Civilisator. In diesem wundersam gebauten Menschen arbeitete, selbst während er sich im Pfuhl unmeldbarer Ausschweifungen wälzte, der ruhelose Gedanke, etwas zuwege zu zimmern und zurecht zu schmieden auf Erden, arbeitete ein rastloser Schöpfungstrieb, eine frohlockende Kraft, die gewaltige Schulter an die Völkerlawine Russland zu stemmen und sie vorwärts zu rollen auf der weltgeschichtlichen Bahn.

Auch war vom Geiste seines Jahrhunderts ein Funke in dieses Mannes Seele gefallen. Dies erhellt nicht nur daraus, daß der Zar, „frei von allen Vorurtheilen“ — wie ein zu jener Zeit häufig umgehendes Wort lautete — nicht anstand, eine esthnische, finnische oder lithauische Leibeigene, die man jetzo glücklich zur livländischen Bürgerstochter hinaufhofhistoriographisirt hat, die gewesene Buhlmagd verschiedener russischer Korporale und Generale, welche nachmals, eine gekrönte Kaiserin, als Katharina die Erste über Russland herrschte, als seine Gemahlin neben sich auf den Thron zu setzen, weil sie seine Gedanken verstand und seine Entwürfe fördern half; sondern es erhellt auch noch deutlicher daraus, daß in diesem Kraftmenschen, in diesem Ungethüm von Wütherich und Tyrannen schon eine nicht minder starke Ader vom Staatsdienerbewusstsein pulsirte, als sie später in den zwei aufgeklärten Musterdespoten, in Friedrich dem Zweiten und Joseph dem Zweiten, sich regte. In Wahrheit, es war etwas von echter Größe in der Art und Weise, wie Peter zu verschiedenenmalen es aussprach und bethätigte, daß ihm die Größe Russlands unendlich viel mehr galt als die seines Hauses. Unter der Gehirndecke dieses Zarenschädels, wie weit immer sie gewölbt war, hatte ein so kleinlich Ding wie dynastische Selbstsucht dennoch keinen Platz.

Allein gesetzt auch, die Prinzessin Charlotte von Braunschweig hätte politischen Sinn und Ehrgeiz genug besessen, um das Loos, Peters des Großen Schwiegertochter und voraussichtlich dermaleinst Zarin aller Reußen zu werden, willkommen zu heißen, so mussten jungfräulicher Instinkt und gebildetes Frauengefühl doch schon sich angewidert fühlen von dem Gedanken, in ein Land zu gehen, wo die Barbarei der Sitten oder vielmehr Unsitten auch in den vornehmsten, höchsten und allerhöchsten Kreisen noch in voller und toller Wüstheit rumorte. Wahrscheinlich jedoch hatte die arme Charlotte gar keine Vorstellung, daß sie, das wohlerzogene, sittsame und feinfühlende deutsche Mädchen, an einen Hof versetzt werden solle, allwo weibliche

Tugend und frauliche Würde schlechterdings unbekannte Dinge waren, wo ein jedes der Hof- und Ehrenfräulein des Morgens eine Kanne Branntwein erhielt, „um sich den Mund auszuspülen“, wesshalb „sie auch den ganzen Tag über sehr guter Laune waren“, sagt unser berichterstattender Augenzeuge; an einen Hof, wo der Soff in des gemeinen Wortes gemeinster Bedeutung Herren und Knechte, die Pfaffen inbegriffen, tagtäglich, Frauen und Mägde sehr häufig unter das Vieh erniedrigte und wo es bei großen zarischen Festen für einen Hauptspaß galt, auf der Tafel der Herren eine nackte Zwergin und auf der Tafel der Damen einen nackten Zwerg aus einer Pastete schlüpfen und auf dem Tische Grimassen schneiden zu sehen.

Und nun vollends der Bräutigam, welchem hingegeben zu werden die Prinzessin das „Glück“ hatte! Alexei Petrowitsch war im Jahre 1690 dem Zaren von seiner ersten Frau geboren worden, von jener Awdotja (Eudoxia) Lapuchin, welche Peter im Jahre 1698 verstieß und zwang, im Kloster Ssusdal als Nonne sich einkleiden zu lassen, was die Verstoßene jedoch nicht hinderte, mit allerhand Weltlichem, unter anderem auch mit ihrem Liebhaber Stephan Glebow, sich zu befassen. Denn Awdotja ist keineswegs der fleckenlose Tugendspiegel gewesen, zu welchem gemüthliche Poeten das Bild der Verstoßenen zugeschliffen haben. Sehr begreiflich zwar, daß sie den Zaren von ganzer Seele hasste; nicht weniger begreiflich aber auch, daß Peter die rastlosen Ränke und Zettelungen, welche die Ex-Zarin von Ssusdal aus spann, um das Werk seines Lebens, die Europäisirung und Machtentfaltung Russlands zu hindern, zu hemmen oder wieder zu zerstören, mit eisernem Fuße zertrat.

Der Knabe Alexei wurde der Erbe des mütterlichen Hasses gegen den Vater, der seinerseits in dem Kinde von früh auf eben auch nur oder wenigstens allzusehr bloß den Sprössling der verhassten Awdotja gesehen zu haben scheint. Es war ein schlimmes Verhältniß vom Anfang an. Die

Erziehung des körperschwachen und geistesarmen, trägen, dabei frühzeitig auf den Abweg geschlechtlicher Sünden gerathenen Prinzen ist arg vernachlässigt worden. Die oberste Aufsicht darüber führte oder sollte führen der Emporkömmling und Günstling Mentschikow, welcher seine Sklavin Katharina an den Zaren abgetreten hatte. In dem Grade nun, in welchem diese immer bedeutender und mächtiger wurde, und ganz im Verhältniß zu der Raschheit und Entschiedenheit, womit sie dazu gelangte, von Peter erst zur Gossudarina, dann zu seiner rechtmäßigen Gemahlin erklärt zu werden — welche „Rechtmäßigkeit“ übrigens niemals aktenmäßig hat festgestellt werden können — in demselben Grade und Verhältniß vernachlässigte Mentschikow seine Pflicht inbetreff des Zaréwitsch und dieser fiel gerade in der gefährlichen Epoche des Uebergangs vom Knaben- zum Jünglingsalter Leuten von altrussischer Anschauung anheim, stupiden Popen und sonstigem Hofungeziefer der dümmsten und schlimmsten Sorte.

Dieses Gesinde stopfte die enge Gehirnhöhle des Prinzen mit orthodoxem Wust voll, bildete ihm ein, er wäre berufen, dereinst die „gottlosen Neuerungen“ seines Vaters zunichte zu machen, das altgläubige Zaren- und Russenthum der guten, alten, frommen Zeit wieder herzustellen und die Nachkommenschaft der Zarin Katharina auszutilgen. Selbstverständlich beeiferte das Ungeziefer sich auch, den Prinzen im Laster zu steifen und insbesondere seinen Hang zur Trunksucht zu stacheln, auf daß der also Herangezogene dereinst ein Zar wäre, wie ihn derartige treue Diener des Thrones und Altars wollten und wünschten. Den Augen Peters, obgleich sie unendlich viel anderes zu überwachen hatten, konnte es nicht entgehen, daß in dem eigenen Sohne ihm ein Zerstörer seines Riesenwerkes heranwuchs. Wenn ein bitterer Unmuth über die körperliche und geistige Nullität Alexei's, über des Prinzen totalen Mangel an politischem Verständniß und kriegerischem Sinn, über dessen Trägheit und Verpfaffung zum Explodiren kam, wetterte er von Zeit zu Zeit in seiner wilden Weise

darein, fuhr auch wohl mit Stock und Kantschu dazwischen, schien sich dann aber wieder Jahre lang gar nicht um den Sohn zu kümmern und verdarb natürlich mit sothaner Pädagogik vollends, was überhaupt noch zu verderben war.

Daß jedoch der Zar seiner väterlichen Pflicht keineswegs ganz uneingedenk gewesen, beweist sein Versuch, den rohen und lüderlichen Jungen mittels einer gebildeten, sittsamen und liebenswürdigen Frau zu bessern. Die arme Charlotte von Braunschweig wurde das Opfer dieses Experiments. Ihre Ehe mit dem Zaréwitsch war vom Anfang an bis zuletzt nur ein Martyrium. Der bildungslose Schwachkopf Alexei hasste seine junge Frau schon darum, daß sie eine Lutheranerin war; denn man hatte die Prinzessin bei ihrem väterlichen Glauben gelassen, weil die Politik damals noch nicht das Wunder zu wirken wusste, deutsche Prinzessinnen im Handumdrehen von der lutherischen „Ketzerei“ zur griechisch-katholischen Rechtgläubigkeit zu bekehren. Der Zaréwitsch lebte auch nach seiner Verheiratung mit seiner Magd Affrassja, einer hörigen Finnin, und das mochte für seine Frau mehr eine Erleichterung als ein Leid sein. Denn das Zusammensein mit dem wüsten Trunkenbolde war für Charlotte eine Qual. Der Elende soll auch, was sehr glaubhaft ist, die Arme gelegentlich mit Schlägen und Fußtritten misshandelt haben. Sie gebar ihm eine Tochter, Natalia, im Juli 1714 und sodann am 23. Oktober 1715 einen Sohn, den nachmaligen Zaren Peter den Zweiten, welcher seiner Stiefgroßmutter Katharina auf dem Thron folgte, aber nur als ein kurzathmiger Schemen über die russische Staatsbühne ging. Dann legte sich die Unglückliche hin, sagte noch: „Das Dasein liegt zu schwer auf mir!“ und wurde von dem Allerbarmer und Allerlöser Tod zur Ruhe gebracht. Der Zar, welcher sich seiner Schwiegertochter stets rechtschaffen gegen den verwilderten Sohn angenommen hatte, war an ihrem Sterbebette gestanden und hatte der darum Flehenden versprochen, ihrer Kinder väterlich sich anzunehmen. Er traf auch persönlich die Anordnungen

zum Leichenbegängnisse, welches am 7. November mit feierlichem Gepränge stattgefunden hat.

Aber aus dem Grabe, in welchem dieses junge, so vorzeitig gebrochene Leben verschwunden war, ließ die Dichtung, welche es ja allzeit geliebt hat, über die herben Thatsachen der Geschichte mildernde Schatten zu breiten oder auch verklärende Lichter hinzustreuen, ein wunderlich Sagengebilde herauswachsen, an welches viele Menschen lange geglaubt haben als an eine Wahrheit. Der Tod der armen Charlotte — so lautete die Sage — sei nur ein Scheintod gewesen und es sei statt ihrer ein Holzblock begraben worden. Die Todtgeglaubte aber sei von treuen Freunden und Freundinnen, unter welchen seltsamer Weise die berühmte Buhlkünstlerin Aurora von Königsmark eine vortretende Stelle eingenommen habe, aus Russlaud nach Paris und von dort nach Louisiana in Amerika gerettet worden. Da habe ihr ein ritterlicher Franzos, der Chevalier d'Aubant, viele Freundschaftsdienste zu erweisen Gelegenheit gehabt und derselbe habe sich auch erboten, die Prinzessin, welche sich ihm entdeckte, nach Eintreffen der Nachricht von dem Untergang und Tod ihres Gemahls nach Russland zurückzugeleiten. Sie jedoch, nach dem Glanz und der Barbarei des zarischen Hofes keineswegs sehnsüchtig zurückblickend, zog es vor, zu bleiben, wo sie war, gab eine Weile später der Werbung des wackern Chevalier Gehör, reichte ihm ihre Hand und lebte lange Jahre mit ihm in Glück und Zufriedenheit .... Man sieht, die Poesie hat sich bemüht, das arme Opfer der Politik für die am Ufer der Newa erduldeten Leiden am Ufer des Mississippi zu entschädigen. Schade nur, daß die Poesie in diesem Falle, wie in unzähligen anderen, nur ein schöner Traum war, die Geschichte dagegen eine wüste Wirklichkeit!

2.

Vater und Sohn.

Es hat heiß in dem Zaren gekocht, während er am schon genannten 7. November 1715 dem Sarge, welcher die erlöste Charlotte barg, zur Gruft nachschritt. Mit der Trauer um die todte Schwiegertochter rang der Zorn über den lebenden Sohn; aber die weiche Stimmung war doch so vorwiegend, daß keine der gewohnten peter'schen Vulkansexplosionen statthatte. Er gab nur dem Bedürfnisse nach, zwischen sich und dem Sohn einmal reine Bahn zu schaffen, und so hat er sich unmittelbar nach der Bestattungsceremonie hingesetzt und an den Zaréwitsch einen Brief geschrieben, worin da und dort ein nicht verhaltener Zorn grollt, im ganzen aber aus den Vorwürfen, Ermahnungen und Warnungen des Herrschers die Stimme des Vaters deutlich heraustönt. Zu wahrhafter Ehre gereicht es dem Zaren, daß er seine Epistel mit den Worten beschloß: „Ich will noch einige Zeit warten, ob du dich nicht aufrichtig bessern werdest. Sollte dies aber nicht geschehen, so sei hiermit versichert, daß ich dich als ein brandiges Glied von der Nachfolge trenne. Denke nicht, daß ich solches bloß zum Schrecken schreibe, und steife dich nicht darauf, daß ich ja keinen andern Sohn habe. Es soll wahrlich, so Gott will, erfüllt werden! Da ich mein Leben für Vaterland und Volk nicht geschont habe und noch nicht schone, wie sollte ich dich als Unwürdigen schonen? Lieber ein würdiger Fremder, als ein unwürdiger Eigener" — (soll, wollte der Zar sagen, mein Thronnachfolger sein).

Der Zaréwitsch beantwortete diese Zuschrift noch an demselben Tage, unter demüthigen Selbstanklagen seinen Trotz, dem Vater zu Willen zu sein, nur schlecht oder gar nicht verbergend. „Wofern ich nicht fähig sein sollte, die russische Krone zu tragen, so möge mir geschehen nach

deinem Willen. Ich bitte dringend darum, indem ich mich zu solchen Geschäften ungeschickt und untauglich fühle, auch mein Gedächtniß fast hin ist und ich, an geistigen und körperlichen Kräften durch mancherlei Krankheiten geschwächt, untüchtig bin, ein solches Volk zu beherrschen, das keinen so verfaulten Menschen verlangt, wie ich bin. Ich mache daher keine Ansprüche auf die Thronfolge." Der Zar hatte guten Grund, mit einer in diesem Tone gehaltenen Antwort des Sohnes unzufrieden zu sein, und schrieb daher zurück, er fürchte sehr, die „Bartleute" (die altrussisch Gesinnten) möchten, so er todt, den Zaréwitsch leicht dahin bringen, sein ganzes Werk wieder zu vernichten. Er sagte daher schließlich kategorisch: „Bessere dich, bereite dich vor, ein würdiger Nachfolger zu werden, oder aber geh' ins Kloster!"

Gerade an diesem Tage gebar Katharina dem Zaren einen Sohn, welcher jedoch nur wenige Jahre am Leben blieb. Man that der Zarin wohl kaum unrecht, wenn man annimmt, daß sie von der Geburt dieses Prinzen an darauf hingearbeitet habe, demselben auf Kosten ihres Stiefsohns die Thronfolge zuzuwenden. Allein es ist mit Bestimmtheit zu behaupten, daß ihre derartigen Bemühungen ohne die Verkehrtheit und Verbohrtheit des Alexei fruchtlos gewesen sein würden. Denn der Zar war überhaupt über dynastische Engherzigkeit so erhaben, daß er zu derselben Zeit zu einem der fremden Gesandten an seinem Hofe sagte: „Man nennt es Grausamkeit, wenn ein Fürst, um sein Reich, das ihm lieber sein soll als alles Blut seiner Adern, zu erretten, und zu erhalten, die Erbfolge der Blutsverwandtschaft ändert. Ich dagegen nenne es die größte aller Grausamkeiten, das Wohl des Staates dem bloßen Rechte einer herkömmlichen Erbfolge zu opfern."

Der Zaréwitsch nahm die Geburt seines Stiefbruders zur Veranlassung, seinem Vater abermals zu erklären, daß er sich zur Thronnachfolge für untüchtig halte und demnach derselben entsage. Worauf der Zar in einem Schreiben vom 19. Januar 1716: „Ueber die Thronfolge habe

ich allein zu entscheiden. Aber warum gehst du nicht in dich? Bessere dich und werde thätig und tüchtig! In nichts stehst du meinen Bemühungen und Sorgen bei. Statt dessen verleumdest und verfluchst du alles, was ich aus Liebe zu meinen Unterthanen Gutes gestiftet, und ich habe alle Ursache, zu glauben, daß du, so du mich überlebst, alles wieder über den Haufen werfen werdest. Ich darf dich fürder nicht so nach deinem Gefallen hinleben lassen, als wenn du weder Fisch noch Fleisch wärest. Bemühe dich entweder, der Thronfolge würdig zu werden, oder geh' in ein Kloster." ... Jeder unbefangene Urtheiler wird zugeben müssen, daß Peter bislang gegenüber dem Zaréwitsch ganz verständig und pflichtmäßig gehandelt habe. Er gab den widerspänstigen Sohn auch jetzt noch nicht auf; aber Alexei rannte thöricht und blind in sein Verderben.

Im Begriffe, zur Badekur nach Pyrmont und von da zur Betreibung des schwedischen Krieges nach Kopenhagen zu gehen (1716), wollte der Zar den Zaréwitsch noch besuchen, um ihm persönlich Ermahnungen zu geben; allein Alexei stellte sich krank, um den Vater nicht sehen zu müssen. Kaum war dieser abgereist, so stand der Zaréwitsch von seinem angeblichen Krankenlager auf und wohnte einem Zechgelage im altrussischen Stil an. Im August des genannten Jahres schrieb der Zar noch einmal mahnend und warnend an den Sohn. Er wollte ihm sechs Monate Bedenkzeit geben, um den Entschluß einer anderen Lebensführung zu fassen. In dem bisherigen Geleise der Aftergläubigkeit, Unwissenheit und Faulheit dürfe er sich nicht fortschleppen. So er einst den Thron besteigen wollte, müsste er dem Vater einen thatsächlichen Beweis der Sinnesänderung geben, und es bestände dieser darin, daß Alexei sich sofort aufmachte und zum Heere käme.

In der That, der Zaréwitsch machte sofort sich auf, aber nicht ins Feldlager, sondern ins Weite. Des Vaters Rath und Wunsch war ihm nichts. Er hörte auf Rathgeber wie Alexander Kikin und Nikiphon Wäsemski, welche

der Hoffnung lebten, sie würden sich eines Tages des Zaren Alexei als eines leicht handlichen Werkzeuges bedienen können, um das Bartrussenthum und die Bojarenbarbarei wieder herzustellen im heiligen Russland. Sie riethen dem Bethörten schlimmstes.

3.

Flucht und Rückkehr.

In welche Wuth der Zar ausbarst, als ihm aus St. Petersburg die Kunde zuging, der Zaréwitsch sei mit seiner Konkubine Affrassja geheimnißvoll aus der Hauptstadt verschwunden, kann man sich unschwer vorstellen. Oder vielmehr, besser gesagt, nur sehr schwer. Denn wir gebildeten Leute der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts haben sicherlich Mühe, uns so eine echt peter'sche Grimm- und Grollentladung dieses Ungethüms von Kraftmenschen zu veraugenscheinlichen. In jener Stunde, als der Kurier aus Petersburg anlangte, hat sich im Zelt oder Kabinette des Zaren gewiß ein furchtbares Donnerwetter mit Gebrüll und Flüchen, Stockschlägen und Fußtritten entladen. In solchen Augenblicken superlativischen Zornes war der große Zar nur noch eine rasende Bestie, die den Erdball, so sie es vermocht hätte, wüthend in Stücke gestampft haben würde.

Es ist mit Grund zu vermuthen, daß seine Günstlinge dem Zaréwitsch eingebildet hatten, der Zar habe ihn bloß desshalb zu sich ins Feldlager berufen, um sich mittels einer feindlichen oder auch wohl mittels einer absichtlich irregehenden russischen Kugel seiner zu entledigen, damit die Thronfolge dem Sprössling Katharina's zugewendet werden könne. Daß der einfältige Prinz einer solchen Einflüsterung Glauben schenkte, war ganz in der Ordnung,

und da er eben so feig als albern war, läßt sich seine Flucht leicht begreifen. Wir haben aber gesehen, daß Peter der Mann war und offen erklärte, der Mann zu sein, welcher das Recht habe und sich des Rechtes bewusst sei, über die Nachfolge im Reich souverän zu verfügen. Er hat auch nachher gezeigt, daß er der Mann, angesichts aller Welt, das „brandige Glied“, so es nöthig, abzuhauen, und darum ist es nur thörichter Schwatz und Klatsch gewesen, wenn man nach Art der Kikin und Konsorten dem Zaren meuchelmörderische Absichten gegen den Sohn unterschieben wollte. Es ist wahr, im Dienst und Bann der großen Idee, für welche er lebte, hat Peter, wenn diese Idee, die Größe Russlands, es forderte oder zu fordern schien, nie gezaudert, zu tödten, nach Umständen einzelne oder auch ganze Massen; aber ihn zum Meuchler stämpeln zu wollen, heißt dem Unhold von großem Zaren schweres Unrecht anthun.

Der Zaréwitsch war mit seiner Affrassja — die den Unglücklichen nachmals verrieth, vorgebend, sie sei zum „commerce d'amour“ mit ihm stets nur durch Androhung des Todes gezwungen worden — über Königsberg nach Wien entflohen. Dem letzten Habsburger, dem vorsichtigen Kaiser Karl dem Sechsten, kam der moskowitische Gast nicht sehr gelegen. Indessen weigerte er demselben das erbetene Asyl nicht, und wies dem Flüchtlinge, welcher selbstverständlich in Verborgenheit zu leben wünschte, zuerst das Schloß Ehrenberg in Tirol und dann das Kastell San Elmo in Neapel zum Aufenthalt an. Aber schon waren die Verfolger, welche der Zar ausgesandt hatte, der Diplomat Peter Tolstoi und der Gardehauptmann Alexei Romanzow, auf der Fährte des Prinzen. Sie spürten seinen Zufluchtsort auf und der letzte Habsburger war keineswegs der Mann, welcher nöthigenfalls einen Bruch mit dem Zaren riskirt hätte, um die Heiligkeit des Gastrechts unverletzt zu erhalten. Tolstoi und Romanzow sollten, so bestimmte Kaiser Karl, „versuchen dürfen, den flüchtigen Prinzen zur Heimkehr zu bewegen“.

Die beiden erhielten demnach Zutritt in San Elmo und überbrachten dem Zaréwitsch einen vom 10. Juli 1717 datirten Brief seines Vaters, worin dieser dem Sohne Verzeihung versicherte, falls er zurückkehren und sich gehorsam erweisen würde. Sein ferneres Schicksal würde ganz von ihm selber, von seiner Führung und seinem Gebaren abhängen. Alexei, der sich in Folge seiner Unwissenheit, Unbehilflichkeit und Trägheit in der Fremde ganz unbehaglich und unglücklich fühlen mochte und musste, schrieb am 15. Oktober an den Zaren, daß er die angebotene Verzeihung dankbar annähme und unzögerlich heimkehren würde.

So geschah es in der That, und am 3. Februar 1718 langte der Zaréwitsch, von Tolstoi und Romanzow begleitet, d. h. bewacht, in Moskau an. Allein hier hatten sich inzwischen mancherlei Fäden zu dem Gewebe der großen russischen Haus-, Hof- und Staatstragödie durch einandergeschlungen, deren Held Peter und deren Opfer Alexei war. Die Flucht des Sohnes und was damit zusammenhing, hatte dem Zaren die traurige Ueberzeugung beigebracht, daß Alexei nicht zur Regierung gelangen dürfte, falls nicht Peters Schöpfung wieder zu Grunde gehen sollte. Und das sollte sie nicht. Der Entschluß des Zaren war unwiderruflich gefasst: der Zaréwitsch musste von der Thronfolge ausgeschlossen werden.

4.

Die Entsagung.

Am Morgen des 4. Februar 1718 ging im Kreml, dem alten Nationalheiligthum Russlands, allwo vierundneunzig Jahre später der Glück- und Glanzstern Napoleons in Brandrauchwolken versank, eine Haupt- und Staatsaktion vor sich.

Im Innern des bunten Durcheinanders von Palästen, Tempeln, Arsenalen, Hallen und Höfen stand die probreaschenskische Garde unter den Waffen. Andere Regimenter hielten die Umgebungen und Zugänge der weiten Zarenburg besetzt. Die höchsten Würdenträger des Reiches, Senatoren, Prälaten, Generale und Admirale waren im Konferenzsale versammelt. Umgeben von einer Wolke von Hofbeamten erschien der Zar. Die Flügelthüren des Prunkaudienzsales sprangen auf. Peter schritt, von der ganzen Versammlung gefolgt, hinein und setzte sich auf den Thron. Es verdient Erwähnung, daß in dem glänzenden Kreise von Reichsmagnaten, welcher ihn umgab, auch eine Abordnung der Bürgerschaft von Moskau in ihren langen, dunkeln Röcken Platz gefunden hatte.

Auf einen Wink des Herrschers trat der Zaréwitsch ein, gefolgt von Peter Tolstoi. Der Prinz ging zum Throne, kniete auf die Stufen desselben nieder und überreichte seinem Vater ein Papier, dessen Inhalt der Zar durch einen Staatsschreiber vor der Versammlung verlesen ließ. Es enthielt das Bekenntniß der Verfehlungen Alexei's und dessen Bitte um Gnade.

Der Zar, auf dessen Stirn eine schwere Zornwolke lag, entlud seinen Kummer und Groll in einer langen Strafrede, deren Schluß der Ausruf bildete, daß die Verschuldungen eines so unkindlichen Sohnes eigentlich von rechtswegen durch die Todesstrafe gesühnt werden müssten.

Der Zaréwitsch warf sich dem Vater zu Füßen. „Ich flehe um keine andere Gnade als nur um das Leben!“

„Das sei dir gesichert. Aber es ist nothwendig und es ist mein unabänderlicher Wille, daß du dem Throne entsagest. Willst du?“

„Ja.“

„So sei es, und ich weise dir von heute ab ein Jahreseinkommen von vierzigtausend Rubeln an.“

Dies gesprochen, erhob sich der Zar und begab sich an der Spitze der ganzen Versammlung in feierlicher Procession nach der uspenkischen Kirche. Hier musste der Zaré-

witsch die geschehene Verzichtleistung mit einem Eidschwure bekräftigen und wurde hierüber eine Urkunde aufgesetzt, welche die sämmtlichen zur Versammlung Geladenen mit unterfertigten.

5.

Das Strafgericht.

Was bis dahin der Zar in dieser Sache gethan hatte, mag und muß sogar ein unbefangenes Urtheil vom Gesichtspunkte begründeter Sorge um das Staatswohl aus begreiflich und gerechtfertigt finden. Nun aber nahm die missliche Angelegenheit eine Wendung, vor welcher europäische Nerven zurückbeben, weil diese Wendung alle Gräuel asiatischer Despotie mit sich brachte.

Es untersteht wohl keinem Zweifel, daß während der Fluchtreise des Zarémitsch schlimme Zettelungen den Zaren umsponnen hatten, Zettelungen, welche darauf hinausliefen, den unglücklichen Prinzen nicht allein um die Thronfolge, sondern auch um das Leben zu bringen. Der Mittelpunkt dieses Ränkespiels, dessen Betreiber sehr geschickt auf die wilde Leidenschaftlichkeit Peters spekulirten, ist sicherlich die Zarin Katharina gewesen, obzwar ihre direkt persönliche Betheiligung an dem gräßlichen Spiele nicht mit völliger Sicherheit aufgedeckt werden kann. Es handelte sich darum, auch nach dem Tode des Zaren Russland auf der Bahn, auf welche es Peter geworfen hatte, festzuhalten; denn nur in diesem Falle sahen alle die Werkzeuge und Günstlinge des Zaren, Katharina voran, ihre Zukunft gesichert. So lange aber der legitime Thronnachfolger lebte, war der dereinstige Wiederhereinbruch des Altrussenthums und somit ein über alle Förderer und Anhänger von Peters Reformwerk ergehendes Rachegericht nicht nur eine Möglichkeit, sondern eine Wahrscheinlichkeit, ja sogar eine Gewissheit. Demgemäß mischten die, welche schon um ihrer

eigenen künftigen Sicherheit willen den Zarèwitsch gänzlich beseitigen und der Katharina die Thronfolge zuwenden wollten, die Karten, von welchen sie dem Zaren eben nur solche sehen ließen, die er ihren Absichten gemäß sehen sollte. Das ganze Spiel hat er nicht durchschaut oder wenigstens erst dann, als es zu spät war. Denn es muß ihm zugestanden werden, daß er es mit der gewährten Begnadigung des Sohnes ernstlich gemeint hatte. Aber umgarnt, wie er war, ließ er sich von den Ränkelern weiter und weiter fortziehen und seine zügellosen Leidenschaften thaten das übrige.

Der Hauptkartenmischer scheint allem nach der Senator und Staatsrath Tolstoi gewesen zu sein. Auch ein Fürst Dolgoruki tritt unter den Regisseuren des Trauerspiels zeitweilig in den Vordergrund und zwar zweideutig genug. Er soll dem Zarèwitsch aus Auftrag des Zaren zugeredet haben, die Mönchskutte zu nehmen, aber mit dem Beifügen: „Sie brauchen sich darob keine grauen Haare wachsen zu lassen. Nach dem Tode Ihres Vaters verlassen Sie das Kloster wieder und besteigen den Thron!“ Für die Hände solcher Intrikenkünstler musste der Körper- und Geistesschwächling Alexei ein leicht herzurichtendes Opfer sein. Dieses eine Opfer genügte aber der neurussisch-katharinischen Partei nicht, es galt vielmehr, mit dem Schlage, womit der unbequeme Zarèwitsch getroffen werden sollte, zugleich auch die altrussische Partei, wenigstens in ihren Spitzen, niederzuschmettern und wegzusäubern.

Noch am Tage der Haupt- und Staatsaktion vom 4. Februar wurde der Prinz einem Verhör unterzogen, damit seine Mitschuldigen, d. h. alle diejenigen, welche ihn zu seinen Verkehrtheiten ermuntert und angeleitet hätten, bekannt würden. Wir müssen annehmen, daß sich der geängstigte, arg in die Enge getriebene Unglückliche Aussagen entpressen ließ, wie man sie wünschte; Aussagen, welche für eine Menge von Personen sehr erschwerend waren. Daß Alexei schon jetzt mittels der Knute oder sonstiger Qualwerkzeuge gefoltert worden, ist unerwiesen und auch un-

wahrscheinlich. Seine Angst war wohl eine ausreichende Folter, der Kern seiner Geständnisse aber dieser, daß ihm vonseiten der altrussischen Partei der Rath zugekommen sei, sich zu verstellen, alles stillschweigend geschehen zu lassen, nöthigenfalls auch in ein Kloster zu gehen, aber nach dem Tode des Vaters die Maske abzuthun und die altmoskowitische Herrlichkeit wieder aufzurichten.

Daraufhin wurden in Moskau allein siebenzig Verhaftungen vorgenommen und Fahndungsbefehle gingen in alle Theile des Reiches, so daß die Procedur rasch ganz riesige Verhältnisse annahm. An die Klosterpforte von Ssusdal klopften ebenfalls Haftboten: die verstoßene Zarin Awdotja wurde als Gefangene nach Moskau abgeführt. Auch des Zaren ränkesüchtige Schwester Maria wurde verhaftet, sowie die Fürstin Galizyn, eine abgefeimte Kreatur, welche ihre alten Tage zwischen Ausschweifungen und Verschwörungsversuchen theilte. Hinter den verschworenen Frauen stand als Antreiber ein Pfaffe, der Erzbischof Dosithei von Rostow, — was ganz in der Ordnung; denn wo und wann hätten in lichtscheuen Geschäften die „Diener des Herrn“ nicht mitagirt? Zar Peter war freilich der Mann, auch sothane Diener des Herrn sehr nachdrucksam bei ihren höchst ehrwürdigen Bärten zu packen. Nicht als Mann aber, sondern als Unmensch und rechter Gräuelpeter erwies er sich, als er seiner Wuth so sehr Zaum und Zügel schießen ließ, daß er nicht nur der alten Galizyn, sondern auch der Mutter seines Sohnes, der verstoßenen Awdotja, eigenhändig die Knute gab. Allerdings war die Ex-Zarin schwer kompromittirt, wenigstens in den Augen des Zaren wirklich und schwer kompromittirt. Unter ihren Papieren hatte man nämlich die Beweise ihrer unlauteren Vertraulichkeit mit Stephan Glebow aufgefunden, sowie einen förmlichen Plan, den Zaren vom Throne zu stoßen. Waren aber diese Dokumente echt? Oder waren sie von der Sorte, wie sie auch zu unseren Zeiten in verschiedenen Ländern aus gesellschaftsretterlichen Fabriken hervorgegangen sind? Dame Historia muß mit verlegenem Augen-

niederschlag der Wahrheit gemäß eingestehen, daß sie bis zur Stunde außerstandes sei, die eine oder die andere dieser Fragen mit Bestimmtheit zu bejahen oder zu verneinen.

Das Blut begann zu strömen. Schon am 25. März 1718 wurde über Dosithei, Kikin, Wäsemski und Glebow das Todesurtheil gefällt. Die drei ersteren wurden gerädert, der letzte asiatisch-barbarisch gepfählt. Glebow ist wie ein Held gestorben. Die raffinirteste Folterpein hatte ihn nicht dazu bringen können, gegen die Zarin Awdotja zu zeugen, und selbst auf dem schrecklichen Pfahle behauptete er bis zum letzten Athemzuge seine Standhaftigkeit. Dieser muß es gedankt werden, daß gegen Awdotja nicht weiter verfahren werden konnte. Im übrigen aber war das Unheil einmal im Schwung und Zug und musste seinen Fortgang haben. Nachdem noch in Moskau eine große Anzahl von Beschuldigten, darunter an fünfzig Popen und Mönche, hingerichtet worden, befahl der Zar, daß die Fortführung der Procedur in St. Petersburg statthaben sollte, wohin er selber ging und wohin er auch den gefangenen Zaréwitsch bringen ließ.

Zum Unheil für Alexei kehrte die Finnin Affrassja, welche er ins Ausland mitgenommen hatte, gerade jetzt von dort zurück, und sei es, daß sie wirklich nur gezwungen mit dem Prinzen gelebt hatte und ihm desshalb Haß trug, sei es, was wahrscheinlicher, daß Alexei's Feinde in ihr ein förderndes Werkzeug erkannten und zu gewinnen wussten: genug, dieses Weib, welches der unglückliche Zaréwitsch wirklich geliebt hat — denn er bat nach seiner Verurtheilung seine Wächter weinend, sie möchten ihm die Erlaubniß auswirken, Affrassja nur noch einmal zu umarmen — dieses Weib ward an ihm zur Verrätherin und Anklägerin. Sie gab an, der Prinz habe allezeit den entschiedensten Widerwillen gegen das ganze Wesen und Walten seines Vaters gehegt und geäußert. Er habe kein Hehl daraus gemacht, daß er dereinst, sofort nach seiner Thronbesteigung, dem peter'schen Systeme sein Ende bereiten würde,

und er habe mit der altrussischen Partei in engen Beziehungen gestanden, mit der Partei, welche geplant, daß nach Peters Tode seine Haupthelfer und Günstlinge, wie Mentschikow, Jaguschinsky, Scheremetew, Schaffirow und andere, gespießt und sämmtliche Deutsche im Reiche niedergehauen werden sollten. Dann wollte man Petersburg zerstören, das stehende Heer auflösen und im Kreml zu Moskau unter Zar Alexei auf gut altmoskowitisch residiren und regieren.

Niemand hat in des Zaren Seele geblickt und uns gesagt, was alles in derselben durcheinander und übereinander wogte und wallte, als er erkennen musste oder erkennen zu müssen glaubte, daß er zwischen dem Sohn und der Zukunft Russlands zu wählen hätte. Ueber das Vatergefühl hinauszukommen gehört ohne Frage zu dem schwersten, was einem Menschen auferlegt werden kann, und nichts berechtigt uns, anzunehmen, daß dieses schwere und schwerste zu vollbringen dem großen Zaren nicht harten Kampf und bitteres Leid gekostet habe. Den Kampf zu enden mag dann die weitere Anklage, daß die um den Zaréwitsch her thätigen, obzwar bislang nur mit Worten thätigen Umtriebler auch im Sinne gehabt, ihr Reaktionswerk dadurch zu beschleunigen, daß sie dem Zaren nach dem Leben trachteten, bedeutend mitgewirkt haben. Peter war jetzt entschlossen, zum äußersten zu schreiten.

Am 6. Juni berief er eine Versammlung von zwanzig Prälaten und einhundertvierundzwanzig hohen Staatsbeamten. Jene sollten begutachten, ob es auf Grund der Bibel zulässig, den Zaréwitsch zu strafen; diese sollten sich als Tribunal konstituiren, um den Prinzen und seine Mitschuldigen zu richten. Die Priester sagten nicht ja und nicht nein, sondern wickelten salbungsvoll ihr Gutachten, das weder warm noch kalt, in ein Konvolut von Bibelstellen, aus welchen der Zar entnehmen konnte, was ihm beliebte. Der Gerichtshof konstituirte sich; allein seine Zusammensetzung war so, daß das ganze Verfahren nur eine düstere Komödie sein konnte. Die Richter nannten sich

selbst die Sklaven des Zaren und sie sind in Wahrheit nichts gewesen als ja sagende Marionetten an den Drähten, welche die Matadore der katharinischen Partei in Händen hielten. Es war ein politischer Parteiproceß und die Besiegten wurden von den Siegern gerichtet; damit ist alles gesagt.

Wir besitzen keine völlig verlässliche Berichterstattung weder über die Einzelnheiten der Procedur noch über die der Katastrophe, welche dieselbe beschloß. Die vorhandenen Relationen widersprechen sich, sogar in Hauptsachen. Die Trübheit vollends der officiellen Quellen ist ganz augenscheinlich, wie ja das in solchen Fällen naturgemäß. Aber auch in den .nicht officiell-russischen, in den Berichten, welche die auswärtigen Gesandten an ihre Höfe abstatteten, ist alles voll Dunkel, Verworrenheit und Widerspruch. So wusste der sächsische Geschäftsträger zu berichten, Alexei habe sich vor seinen Richtern keineswegs als Schwächling und Feigling benommen, sondern sei vielmehr sehr mannhaft und kühn aufgetreten, seinem Vater ins Angesicht trotzend. „Er wisse sehr wohl“, habe er geäußert, „daß der Zar ihn nicht liebe, und desshalb hätte auch er sich von der Liebespflicht, welche gegenseitig sein müsse, entbunden geglaubt. Er hätte es also für kein Unrecht gehalten, seinen Haß gegen die Neuerungen und gegen die Günstlinge seines Vaters kundzugeben, unter deren Druck das gequälte russische Volk seufze.“ Das stimmt nun aber gar nicht mit dem ganzen Wesen und Gebaren des Prinzen. Wahr mag sein, daß er, das wenige, was von Kraft noch in ihm war, zusammenraffend, anfänglich versuchte, seinen Richtern stolz gegenüber zu treten; aber nicht minder wahr mag sein, daß er, wie der preußische Gesandte heimschrieb, zuletzt zu allem sich bekannte, was er wusste, und wohl auch zu solchem, was er nicht wusste. Daraufhin habe der Gerichtshof über den Unglücklichen das Todesurtheil gesprochen und dieses wurde ihm am 7. Juli 1718 in feierlicher Sitzung des Senats kundgemacht. Die Verkündigung des Todesspruchs am genannten Tage steht unzweifelhaft fest.

Nun aber läßt sich ein österreichischer Berichterstatter aus Petersburg vernehmen, der von einem Eingeständniß und Sündenbekenntniß des Zaréwitsch nichts, dagegen folgendes schreckliche zu melden weiß: „Die Todessentenz konnte vermöge der russischen Gesetze nicht zur Exekution gebracht werden, bevor der Prinz durch sein eigenes Geständniß seines Verbrechens überzeuget worden wäre, und weil er alles leugnete und sich niemand wollte finden lassen, der die Hand an seinen Kronprinzen, um solchen zu torquiren, hätte legen wollen, so nahm der Zar solches Amt selbsten über sich. Da er aber dieses Amt noch nicht so meisterlich als der ordinäre Büttelknecht verstehen mochte, versetzte er seinem Sohn mit der Knutenpeitsche einen solchen unglücklichen Streich, daß Alexei gleich sprachlos zur Erde sank und die anwesenden Ministri nicht anders meinten, als daß der Prinz sogleich verscheiden würde. Der Vater hörete zwar auf zu schlagen, ließ aber im Weggehen diese häßlichen Worte verlauten: „Der Teufel wird ihn noch nicht holen!“

Falls diese Scene geschichtlich-wahr wäre, so würde sie uns den Zaren als einen Wilden, als einen rasenden Barbaren und vollendeten Tyrannen vorführen. Und unmöglich ist der Gräuel keineswegs; erinnern wir uns, daß Peter auch seine rechtmäßige Frau Awdotja allerhöchsteigenhändig geknutet hat. Der Jähzorn dieses Mannes hat häufig genug seine menschlichen Züge in bestialische verzerrt. Mag er aber auch von der Beschuldigung, des Sohnes Knutung selber vollzogen zu haben, vielleicht freizusprechen sein: daß der Prinz nach über ihn gefälltem Todesspruch wirklich noch „torquirt“, d. h. geknutet wurde, ist nicht zu bestreiten. Der bis zur Raserei erhitzte Argwohn des Zaren war mit den erlangten Resultaten der Procedur nicht zufrieden und es sollten dem unglücklichen Alexei noch mehr Geständnisse, noch mehr Namen von Mitschuldigen entrissen, d. h. entknutet werden.

Am Abend des 8. Juli, also einen Tag nach Fällung des Todesurtheils, verstarb der Zaréwitsch an einem —

Schlagfluß, der ja, wie weltbekannt, in russischen Zarenpalästen als ein gar häufig angerufener und allzeit dienstgefälliger Nothhelfer zu erscheinen pflegt. Die amtliche Hofchronik läßt dem Tode des Prinzen noch eine rührende Scene vollständiger Aussöhnung mit seinem Vater vorangehen, wie das ja einer wohlbeflissenen Hofhistoriographie Pflicht und Schuldigkeit. Die nichtamtlichen Berichte über Alexei's Tod geben von dem „Schlagfluß" verschiedene Erklärungen. Eine derselben sagt aus, ein Schlagfluß habe allerdings stattgehabt, aber in Folge eines von dem Apotheker Bär bereiteten und dem Prinzen gewaltsam eingenöthigten Gifttrankes. Eine zweite will, der Schlagfluß wäre eigentlich ein Beil gewesen, d a s Beil, womit der General Adam Weide auf Befehl und im Beisein des Zaren dem Zaréwitsch im Gefängnisse heimlich den Kopf abgeschlagen habe. Eine dritte vergrässlicht das Grässliche, indem sie das Richtbeil dem Vater des damit Gerichteten in die eigenen Hände legt.

Es ist aber zur Ehre der menschlichen Natur und zur Steuer geschichtlicher Wahrheit zu sagen, daß eine heimliche Hinrichtung des Prinzen gar nicht stattgefunden hat und daß eine öffentliche — welche zu veranstalten Peter, der ja den Sohn auch öffentlich hatte richten und verurtheilen lassen, nicht sich gescheut haben würde — nicht stattzufinden brauchte, weil Alexei, schon durch den über ihn ergangenen Todesspruch furchtbar erschüttert, an der am 8. Juli dreimal an ihm vollzogenen Knutungstortur gestorben ist. Mit diesem Ergebniß einer vorsichtigen Ausschöpfung aller zugänglichen Quellen stimmt auch die Ansicht solcher Russen überein, welche, wie z. B. der Fürst Peter Dolgorukow, von der nichtofficiellen, d. h. w i r k l i c h e n Geschichte ihres Landes am meisten zu wissen behaupten.

6.

„O Absalom! Mein Sohn Absalom!“

Schon am 9. Juli war der Leichnam des Zaréwitsch in der Dreifaltigkeitskirche öffentlich ausgestellt. Zwei Tage darauf ging mit gebührendem Pompe die Bestattung vor sich. Der Zar wohnte als erster Leidtragender der Ceremonie an. Die gehaltene Grabrede hatte zum Text die Stelle aus dem zweiten Buche Samuels: „Da ward der König David traurig und ging hinauf in den Sal über dem Thore und weinte und sprach im Gehen: O, Absalom! mein Sohn Absalom, wäre ich doch statt deiner gestorben!“ Als diese Worte verlesen wurden, brach der Zar in Schluchzen aus und sein Antlitz schwamm in Thränen.

Wer wird den Muth, wer wird die Frechheit haben, diese Thränen erheuchelte zu schelten? Der Orkan hatte ausgetobt, das Gewitter hatte sich entladen und aus dem in Berserkerwuth rasenden Zaren war ein armer, schwacher, leidender Mensch geworden, dem sich wie ein glühendes Eisen das Gefühl in die Seele bohrte: „Der dem Verderben Geweihte war doch dein Kind, war doch Blut von deinem Blute und Fleisch von deinem Fleische!“ ... Es gibt Ewig-Menschliches, an welchem als an einem Felsen von Diamant alle scheinbaren nicht nur, sondern auch alle wirklichen Gründe und Nöthigungen der „Staatsraison“ wie Glas zersplittern.

Fast sollte man meinen, Peter habe seinen Vaterschmerz im Blut ertränken wollen. Denn auch nach dem Tode des Zaréwitsch ging das Strafgericht fort. Als Mitschuldige Alexei's wurden enthauptet sein Haushofmeister Iwan Affanassjew, ferner Fedor Dubrowski, Jakow Pustinoi und Abraham Lapuchin, der Bruder Awdotja's. Der Fürst Scherbatow erhielt die Knute und wurden ihm Nase und Zunge ab- und ausgeschnitten. Andere Verurtheilte gingen in die Verbannung. Nie hat Peter zugestanden, daß er

dem Sohne unrecht gethan. Noch im Jahre 1722 sprach er in einem öffentlichen Erlasse von „der absalomischen Bosheit seines Sohnes Alexei“. In demselben Edikte that er in Beziehung auf die Thronnachfolge die sehr richtige Aeußerung: „Das Erstgeburtsrecht ist eine absurde Gewohnheit“. Seinem Enkel Peter war er zugethan; aber er wagte nicht recht, diese Zuneigung sehen zu lassen, sei es nun aus Besorgniß für das Kind, sei es aus Besorgniß für sich selber.

Denn die letzten Jahre des gewaltigen Mannes waren durch finsteres und nicht grundloses Misstrauen gegen die Menschen verdüstert, auf welche er sich doch hauptsächlich stützen und verlassen musste, gegen Katharina und ihren Anhang. Zwar ließ er im Mai 1724 Katharina feierlich in Moskau als Zarin krönen; allein er argwohnte doch, und zwar nicht ohne Grund, daß die also von der niedersten Sprosse der socialen Leiter durch ihn zur höchsten Erhobene ihm nicht einmal als Frau getreu sei. Freilich seine eigene brutale und unzähligemale wiederholte Untreue konnte die ihrige wohl herausfordern und, seltsam zu sagen, der grimme Zar scheint zuletzt die ehemalige Leibeigene ordentlich gefürchtet oder wenigstens für ganz unentbehrlich gehalten zu haben. Sonst ließe sich sein Verhalten und Verfahren in der mons'schen Sache kaum erklären.

Das war auch wieder so eine echtrussische Hof- und Staatsaktion von damals. Es ging ein sehr hörbares Geraune und Gezischel um, daß Herr Mons de la Croix, erster Kammerherr Katharina's, seiner Herrin etwas näher gekommen wäre, als der Respekt vor einer gekrönten Zarin gestattete, und seine Schwester, die verwitwete Generalin von Balk, sei die Gelegenheitsmacherin. Peter soll dann seine Frau mit Herrn Mons Nachts in einer Laube überrascht und die Zarin auf der Stelle abgestraft, d. h. tüchtig durchgeprügelt haben. Wahrscheinlicher ist, daß er, wie erzählt wird, als Katharina, die natürlich alles leugnete, für Mons und dessen Schwester eine Fürbitte einlegte, die

Zarin vor einen prachtvollen venetianischen Spiegel führte und bedeutsam sagte: „Sieh, das war früher nur ein verächtlicher Stoff. Das Feuer hat ihn veredelt und jetzt ist er ein Schmuck des Palastes; aber ein Schlag meiner Hand kann ihn seinem ursprünglichen Zustande wieder nahe bringen.“ Damit zerschlug er den Spiegel. Aber Katharina sagte gefasst und ruhig: „War diese Zerstörung eine Ihrer würdige That und ist Ihr Palast dadurch schöner geworden?“ Der Kammerherr und seine Schwester wurden verhaftet und „wegen Bestechlichkeit und Veruntreuung zarischer Gelder“ processirt. Die Generalin erhielt die Knute und wurde nach Tobolsk verbannt, Mons aber ward enthauptet und sein Leichnam aufs Rad geflochten. Etliche Tage nach der Hinrichtung sei der Zar mit der Zarin absichtlich dicht am Hochgerichte vorübergefahren, Katharina habe die grausen Ueberreste des hingerichteten Lieblings angesehen und mit vollkommener Selbstbeherrschung gesagt: „Es ist doch ein Jammer, daß unter den Hofleuten so viele Bestechlichkeit herrscht!“

Sie hatte nach dieser schrecklichen Probe nicht mehr lange zu warten, bis sie regierende Zarin und Selbstherrscherin wurde. Am 8. Februar 1725 starb der große Zar und zwar, wie nicht vertuscht werden soll, in Folge seiner unbezähmbaren Sinnlichkeit eines sehr unsauberen Todes .... Karl Immermann, der einzige Dichter, welcher dem Manne poetisch gerecht zu werden verstand, weil er denselben (in seiner Trilogie „Alexis“) mit shakespeare'schem Maßstab zu messen wusste, hat der Bitterkeit, welche Peters letzte Tage und Stunden erfüllte, kräftigen Ausdruck verliehen, indem er dem Sterbenden die Worte in den Mund legte:

„Nicht sterben können! Endige! Schon klingt Geräusch
Arbeitenden Verwesens. Bei dem Werke sind
Geschäftig-laut die Würmer. Meine Zunge quält
Ein salzig-fauliger Geschmack, als läge drauf
Der Welt Gemeinheit . . . .“

Voltaire's Krönung.

Il est mort d'un excès de gloire, qui a trop secoué sa faible machine.

La marquise du Deffand.

1.

Dienstags am 10. Februar von 1778 hielt gegen 4 Uhr Abends eine Reisekalesche an der nach Fontainebleau genannten Barrière von Paris. Die Herren Zöllner traten zur Visitation heran. Der Insasse des Wagens war eine Dame von vierzig Jahren und von 150—60 Pfund Korpulenz, ein ziemlich gewichtiges Nichte-Anhängsel eines berühmten Oheims und Literaturmenschen und wohlbekannt als Madame Denis. Sie nahm mit ihrem Mantel-, Pelz- und Muffzeug so viel Raum ein, daß man ihren besagten berühmten und skeletthageren Oheim in einem Winkel der Kalesche anfänglich gar nicht wahrnahm. Als er sich aber vorbeugte, um den Herren von der Mauth seinen Reisepaß darzureichen, fuhren dieselben einigermaßen verblüfft zurück, und das machte sowohl der Paß als dessen Inhaber.

Der letztere war augenscheinlich ein sehr alter Herr, dessen mumisirtes Gesicht eine überzeugende Illustration zu der Hypothese, daß der biblische Adam eigentlich Pavian oder, höflicher zu reden, Gorilla geheißen, abgegeben hätte, so nicht die gewaltige, weit und raubvogelschnabelscharf

hervorspringende Nase eine lebhafte Gegendemonstration machte. Der Kleiderschnitt des alten Herrn war um etwa fünfzig Jahre hinter 1778 zurück. Er trug einen rostfarbenen Sammetrock, wie ihn die Hofherren in der letzten Zeit Ludwigs des Vierzehnten angehabt hatten, darüber einen Pelzmantel und an den Füßen Pelzstiefeln von der Form, die man später Suwarowstiefeln nannte. Sein Kopf war förmlich eingekapuzinert von einer langen und dicken Wolleperücke, auf welche er eine rothe Mütze gesetzt hatte. Aber aus der dunkeln Höhlung des Perückengehäuses hervor karfunkelte blitzend ein Augenpaar, in welchem das Alter die Flamme des „Esprit“ nicht auszulöschen vermocht hatte.

Die Herren von der Mauth hatten sich, als die ungeheuer altfränkische Perücke mit ihrem abenteuerlichen Aufsatz in der Oeffnung des Wagenschlages erschien, zuerst offenbar stark versucht gefühlt, laut aufzulachen. Aber das ging schnell vorüber, und als der alte Herr zu ihnen sagte: „Messieurs, ich habe keine Contrebande bei mir als mich selber —“ da lächelten sie freilich, aber vor Entzücken, daß der Gott des Witzes auch *sie* eines Sonnenstrals seiner Gnade gewürdigt, und mit entblößten Köpfen und tiefgebogenen Rücken erwiderten sie: „Passez, Monsieur de Voltaire“ . . . .

Freu' dich, Paris, Babylon zugleich und Athen und Rom der modernen Zeit, der große Zerstörer, welcher eine Welt voll Unsinn zu Grabe gespottet hat, zieht als Triumphator in dich ein, um auf *seinem* Kapitol, auf der Bühne der „Comédie française“, gekrönt zu werden und dann — zu sterben. Ja, freu' dich, Paris, Hauptspektakelstadt des Erdkreises, freu' dich, du wirst ein neues Spektakel haben! Es ist überhaupt eine günstige Zeit für dich und du hast kaum Augen genug, alle die Spektakel aufzufassen, welche phantasmagorisch in und an dir vorüberhuschen und von jetzt an ohne Aufhören sich drängen werden und sich steigern in weltgeschichtlichem Klimax bis zu jenem 21. Januar von 1793, wo um 11 Uhr Vormittags die

Arme von Guillotins Tochter das Beil niederfallen lassen und ein Königskopf über die Bretter des Schaffotes rollt.

Neun Monate, bevor der Patriarch von Ferney kam, um bei lebendigem Leibe seine Apotheose zu feiern, hatte ein anderes Phänomen die Augen- und Plauderlust der Pariser und Pariserinnen beschäftigt: — ein gewisser Graf von Falkenstein, eigentlich des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation Kaiser, Josef der Zweite, welcher im April von 1777 in der französischen Hauptstadt eingetroffen und sechs Wochen daselbst geblieben war. Er hatte die Franzosen durch seine Einfachheit und Leutseligkeit entzückt und Männlein und Weiblein waren so sehr von seinem Gebaren bezaubert, daß sogar das bissige Orakel der geistreichen Kreise, Madame la Marquise du Deffand, welche aus einer jungen Bettschwester zwar keine alte Betschwester, doch aber eine alte blinde Redschwester geworden war, aus ihrem Lehnstuhl in der Kaminecke ihres Zimmers im Kloster Saint-Josef in der Rue Dominique hervor brieflich an Horaz Walpole sich vernehmen ließ: „Il est d'une familiarité dont on est charmé [1].“ Der pariser Tageswitz, welcher sich schon ganz revolutionär zuspitzte, benützte die

1) Zur gleichen Zeit war die Klatschblase und Allerweltskorrespondentin Du Deffand, welche in dem Gemälde der französischen Gesellschaft von damals eine ganz unentbehrliche Figur abgibt, auch von einem anderen Gast „charmirt“, nämlich von dem englischen Historiker Gibbon. Die Vorstellung desselben im Salon der Dame war bekanntlich von einem hochkomischen Auftritte begleitet. Die Blinde hatte nämlich die Gewohnheit, zum erstenmal bei ihr eingeführten Personen mit der Hand über das Gesicht zu fahren, um sich eine Vorstellung von dem Aussehen und selbst von dem Charakter derselben zu bilden. Dieser Operation unterzog sich nun auch der berühmte Geschichtschreiber, ein Mann von außerordentlicher Beleibtheit und einem fabelhaft breiten, gedunsenen und schwammigen Gesicht. „Au premier contact, madame du Deffand rougit, et se reculant vivement sur son fauteuil, s'ecria avec indignation: „„Voilà une infâme plaisanterie.““ Elle s'était figuré que Gibbon s'était présenté à rebours, et avait pris pour les joues de derrière, selon le périphrase allemande, ce qui était bien et dûment le visage de Gibbon.“ Corresp. compl. de la marquise du Deffand (Paris 1865), I, CCX.

Gelegenheit, in Form eines Kompliments für den kaiserlichen Gast einen Pfeil mit vergifteter Spitze nach Versailles hinauszuschießen, indem er das einfache und doch würdevolle Auftreten Josefs der prunkvollen und pomphaften und doch würdelosen Haltung des französischen Hofes gegenüberstellte[1]). Der Kaiser selbst sagte beim Anblick des sinnlosen Luxus, von welchem Versailles strotzte, während das französische Volk verhungerte, mit nicht unfeinem Tadel zu seiner leichtsinnigen Schwester Marie Antoinette: „Mein Gott, was für eine Masse von Sachen, deren wir in Wien gar nicht bedürfen!“ Die Königin missachtete freilich diesen Wink wie andere Warnungen ihres Bruders und gaukelte und tanzte und prasste lustig mit weiter auf dem unter ihren Füßen kochenden Vulkan. Sie hatte kein Ohr für die Stimmen der Zeit. Sonst hätte sie müssen stutzig werden beim Anhören der schicksalsvollen Kontraste, welche damals in den Straßen oder eigentlich vorerst noch nur in den Salons von Paris tagtäglich sich anschrieen. Wunderbare Zeit, poetischer als die kühnsten Dichterträume, eine beispiellose Tragikomödie des humoristisch dichtenden Weltgeistes! Sieh' dir, nüchternes Geschlecht unserer Epoche, um dir eine Vorstellung zu bilden von alledem, was damals in Paris durcheinanderwirbelte, nur mit an, wie eines Tages eine vornehme Dame den Kaiser Josef mit einer exaltirten Darlegung ihrer Begeisterung für die amerikanischen Rebellen behelligte, wie sie frohlockend die Siege derselben über ihren legitimen Souverän aufzählte, den großen Bürger und Republikaner Washington bis zu den Sternen erhob und schließlich auf den Träger der Cäsarenkrone, auf den Erben von Habsburg-Lothringen eindrang mit der Frage: „Was halten Sie von der Sache? Mit welcher der beiden Parteien sympathisiren Sie?“ Die Antwort des Kaisers: „Ich, Madame? Nun, ich denke, es gehört zu meinem

1) A nos yeux étonnés de sa simplicité,
Falkenstein a montré la majesté sans faste;
Chez nous, par un honteux contraste,
Qu'-a-t-il trouvé? du faste, et point de majesté.

Handwerk, ein Royalist zu sein" — frappirte nicht nur, sondern missfiel auch, trotz ihrer Witzigkeit, missfiel geradezu und höchlich. So republikanisirt war damals die Stimmung in den Kreisen französischer Grandseigneurs und Grandedames, welche ja einen Autor wie Raynal lobpriesen und beschützten, der unverhohlen ausgerufen hatte: „Völker, wollt ihr frei sein und glücklich, so zerstört alle Altäre und vernichtet alle Throne!" Ah, sie spielten und tändelten und kokettirten mit dem revolutionären Feuer, die geistreichen Herren und galanten Damen. Aber noch eine kleine Spanne Zeit und, in ein weltgerichtliches Flammenmeer verwandelt, wird es vernichtend über ihren Häuptern zusammenschlagen . . . .

Wer uns genau sagen könnte, was der vierundachtzigjährige Triumphator fühlte und dachte, in der innersten Falte seiner Seele fühlte und dachte, als er sich in Paris wiederfand und dasselbe in Voltaireismus schwimmen sah! Vollends, wenn der unbestrittene Souverän der Epoche der Tage sich erinnerte, wo er in diesem Paris, das ihn jetzt als Halb- oder Ganzgott empfing, als simpler Mr. Arouet herumgegangen, welchem unter vielen anderen Fatalitäten — nähere Bekanntschaft mit dem Inneren der Bastille u. s. w. — auch die zugestoßen war, daß ihm Monseigneur de Rohan, ein Schafskopf von Herzog, das Honorar für einen vortrefflichen Witz in Gestalt einer Tracht Prügel auszahlen ließ, bei welcher Gelegenheit sich übrigens Monsieur Arouet wie ein vollendeter Gentleman und der Herr Herzog wie ein vollendeter Lump benommen hatte. Kein Zweifel, der Alte von Ferney war noch so eitel, wie er nur jemals gewesen; aber auch sein Geist war noch so kräftig, seine Beobachtungsgabe noch so scharf, sein Spott noch so schneidend wie früher und so dürfen wir denn mit Bestimmtheit annehmen, daß er, wann er, von Huldigungen bis zum Ekel erschöpft, Abends zu Bette kroch, unter seiner Decke in ein Hohngelächter ausgebrochen sei über den vornehmen und geringen Pöbel, welcher sich den Tag über vor seinen Triumphwagen gespannt hatte.

Er war bei seinem Freunde, dem Marquis de Villette, abgestiegen, dessen Hôtel auf dem Quai des Theatins — heute Quai Voltaire — stand. Da, im Angesichte der Tuilerien, hielt jetzt der wahre König von Paris, von ganz Frankreich seinen Hof, an welchen selbst die schöne und stolze Marie Antoinette gar zu gerne von Versailles hereingewallfahrtet wäre. Begreiflich! Denn der riesige Königspalast da draußen und Groß- und Klein-Trianon, sammt Marly und Choisy widerhallten ja wochen- und monatelang nur von dem, was Se. intellektuelle Majestät König Voltaire der Erste und Einzige sagte und that. Da konnte eine junge und lebhafte Königin, welche ihren Eheherrn nicht phlegmatischer und langweiliger fand, als er wirklich war, schon von Neugierde brennen, mit eigenen Augen ein Phänomen zu betrachten, dessen Erscheinung alle Hofherren und Hofdamen wirbelig und rappelig gemacht hatte. Es ging aber doch nicht an, daß die „allerchristlichsten" Majestäten den „Ecrasez-l'infame"-Mann bei sich empfingen oder gar zu ihm sich bemühten, und so musste die Königin ihre Neugierde zügeln. Allein daß Voltaire nicht an den Hof eingeladen wurde, war für seine Vergötterer nur ein Anreiz mehr, das Geräusch ihrer Ovationen zu steigern. So schroff stand schon zu dieser Zeit Madame L'Opinion Publique dem Königthum und stand Paris Versaillis gegenüber.

In Wahrheit, der Voltaireismus verschlang für eine Weile alle anderen Interessen, sogar das für den ausbrechenden Krieg mit England. Selbst eine gerade jetzt ausgeborstenes Hofskandal, welches zu anderer Zeit in allen Tonarten glossirt worden wäre, erregte nur flüchtige Aufmerksamkeit. Ein Prinz, der Graf von Artois, Bruder des Königs, hatte sich auf dem Maskenball der Oper wie ein Hauptflegel benommen, indem er der Frau Herzogin von Bourbon, welche ihn neckte, die Maske zerriß und Faustschläge gab („et lui donna des coups de poing", sagt ausdrücklich unsere Alleswisserin im Kloster Saint-Josef). Die beschimpfte und gemisshandelte Dame klagte ihre Noth

nicht ihrem Liebhaber, sondern ihrem Herrn Gemahl — ein merkwürdiger Ausnahmefall in der Gesellschaft von damals! — und der Herzog von Bourbon that seine eheherrliche Schuldigkeit, indem er im Gehölze von Boulogne mit dem Grafen von Artois eine harmlose Studentenpaukerei hatte, bei welcher zwar sechs Gänge („six bottes“) gemacht wurden, aber kein Tröpflein Blut vorkam ...

Das war ein Gerenne und Gedränge, ein Gefrage und Geschnatter am 11. Februar 1778! „Ist er da? Ist er wirklich da, der göttliche Voltaire?“ knatterte und raschelte es wie ein Lauffeuer durch Seine-Babel. Alle Gaffer von Paris waren auf den Beinen. Das berühmte Kafé Prokop, der Hauptneuigkeitenmarkt, summte wie ein Bienenkorb von aus- und einstürmenden Fragern. Philosophen, Schöngeister und Politiker nahmen sich kaum Zeit, ihre Tassen zu leeren, um nach dem Quai des Theatins zu eilen. Von Versailles brach auf die erste Nachricht von der glücklichen Ankunft des Ersehnten ein ganzes Rudel vornehmer Voltairiens und Voltairiennes nach Paris auf, um laut mit einzustimmen in das „Hosianna, der da kommt im Namen der Revolution!“ deren nahe bevorstehenden Ausbruch er ja schon volle vierzehn Jahre zuvor des bestimmtesten prophezeiht hat. Was drängt und schiebt sich dort auf dem Quai hin und her, aus der Rue de la Seine hervor, beim Pont Royal vorbei, bis zur Ecke der Rue de Beaune, wo das Haus des Marquis de Villette steht? Lauter Voltairegläubige, nichts als Voltaireverehrerinnen. Werden wir das Glück haben, den großen Mann zu sehen? Wird er ausgehen? Wird er ausfahren? Werden wir wenigstens einen Zipfel seiner Perücke durch das Wagenfenster erblicken?

So ging es Tag für Tag und derweil vorzimmerten droben die Träger der stolzesten Namen Frankreichs und drängten sich die Montmorencys, die Armagnacs, die Brancas, die Richelieus und Polignacs, ja auch die mit der Gunst und dem Gelde des Hofes verschwenderisch überschütteten Polignacs, zum „Petit Lever“ Sr. Majestät

unseres lieben Herrn von Ferney. Die Akademie sandte eine Begrüßungsdeputation, an deren Spitze der Prinz von Beauvau das Wort führte. Das Theater Français machte seine Aufwartung und nicht gespielte, sondern wirkliche Freudethränen vergießend kniete der Stolz der französischen Nationalbühne, Mademoiselle Clairon, vor dem Lehnstuhl des Dichters der „Zaire“ und „Alzire“. Der große Gluck kam, um dem Patriarchen der Aufklärung zu sagen: „Man erwartet mich am Hofe zu Wien; aber ich habe meine Abreise aufgeschoben, um noch am Hofe Voltaire's erscheinen zu können.“ Es kam auch „il gran“ Goldoni, um dem Verfasser der „Pucelle“ auf französisch eine Huldigung darzubringen, welche der Gefeierte auf italisch zurückgab. Die fremden Gesandten drängten sich wetteifernd herbei, voran der englische. Und seht, dort kommt von seiner bescheidenen Wohnung in Passy herein ein anderer Löwe, der — wir werden davon hören — den Löwen Voltaire bald überlöwesiren wird, obgleich dermalen noch ein nur eben erst am Himmel Frankreichs im Aufgange begriffenes Löwensternbild: — unser guter, schlauer, ehrwürdiger Brother-Jonathan-Franklin, der seinen jungen Enkel mitbringt, um ihn von dem Messias des Zweifels segnen zu lassen. Das thut denn auch der Alte mit gebührendem Ernst und Anstand. „God and liberty!“ sagt er, dem Knaben die Hand auflegend, diese Hand, in welcher der arme Federkiel Blitze gesprüht, die das Hohngelächter Europa's als jauchzend beistimmender Donner begleitet hatte.

Fuhr der Jubelgreis aus in seinem „Himmelswagen“, d. h. in seiner azurfarbenen, mit silbernen Sternen besäeten Karrosse, so bildete die Menge — darunter selbst feine Herren mit Ordensbändern und feinere und feinste Damen mit Frisuren à la Tour de Notre-Dame — Spalier auf seinen Wegen und schloß sich ihm als Gefolge an. Das ist ihm denn doch bald sehr lästig geworden; aber der Spötter der Spötter gestand, daß ihm sein altes Herz vor Freude in der Brust gehüpft habe, als eines Tages

auf den Vorbeifahrenden eine arme Frau aus dem Volke deutete und zu ihrem Nachbar sagte: „Das ist der Retter und Rächer der Familie Calas!“ Mitunter schnitt durch die dampfenden Weihrauchwolken und das huldigende Getöse auch ein echt-französischer Spottvogelpfiff. Ein vagirender Gaukler, welcher auf dem Grèveplatze seine Künste sehen ließ, sagte zum Publikum: „Da, Messieurs, ein rares Kunststück, das ich zu Ferney von dem großen Manne lernte, welcher dermalen so gewaltiges Aufsehen unter Ihnen erregt. Er ist ja doch der Meister von uns allen.“ Freilich, auch die Witzspitze von Voltaire's Zunge und Feder war noch spitzig genug. Als der gute Bischof von Orléans die Zeit günstig glaubte, dem großen Pfaffenfeinde zu Leibe zu rücken, und demselben zu diesem Ende sein „Mandement gegen die Ungläubigen“ übersandte, schickte der Alte seine fertig nach Paris mitgebrachte „Irene“ dem Prälaten und schrieb dazu:

„Ich empfing Ihr Mandement
Und send' Ihnen meine Tragödie,
Damit so recht einander wir
Vorspielen uns Komödie.“ 1)

2.

War dieser ganze Voltaire-Taumel nur eine pariser Schwindelmode, nur ein babel'scher Modeschwindel oder aber ein schwerwiegend weltgeschichtliches Symptom?

Ein denkender und wissender Mann wird keinen Augenblick anstehen, die Frage im letzterwähnten Sinne zu bejahen. In dem Alten von Ferney triumphirte der ewig

---

1) J'ai reçu votre mandement;
Je vous offre ma tragédie,
Afin que mutuellement
Nous nous donnions la comédie.

glorreiche emancipative Geist des Jahrhunderts und nicht mit Unrecht huldigte man dem Vierundachtzigjährigen als einer Fleischwerdung dieses Geistes. Alle die christlich-germanischen Bettelmannssprüche und Bannbullephrasen, womit die gläubige Dummheit oder die scheinheilig angestrichene Duckmäuserei und Knechtseligkeit auch heutzutage noch Voltaire abthun zu können wähnen, prallen glassplitterig ab an der erzenen Thatsache, daß nach dem blitzenden Witzskepter in der Hand des Mannes die europäische Gesellschaft ein Halbjahrhundert lang als nach dem sie regierenden Taktstock und Kommandostab geschaut hat. Und man sollte es den beweglichen Parisern übelnehmen, daß sie einem superlativischen „Elan“ sich überließen, als der alte Maëstro kam, um sich vor seinem Sterben geschwinde noch zu vergewissern, ob und wie die Instrumente gestimmt wären zur Aufführung der großen Sündflutsymphonie der Revolution? Mit nichten! Ueberhaupt, was wäre denn noch heute Europa ohne den französischen Esprit und Elan? Ein faulender Klumpen Mittelalter! Lasst uns gerecht sein und ob dem Jahre 1870 nicht das Jahr 1789 vergessen.

Keine Frage, Voltaire ist keine jener, übrigens sehr wenigen, ach, ja wohl sehr wenigen weltgeschichtlichen Gestalten gewesen, an welchem kein Makel haftet und zu welchen alle wirklichen Menschen mit ehrfurchtsvoller Liebe emporsahen als zu Wesen höherer Art. Nicht kann auf ihm das Auge mit jenem lauteren und innigen Wohlgefallen ruhen, womit es auf einem Milton, einem Schiller, einem Washington ruht. Voltaire war keine „anima candida“ und seiner langen Laufbahn entlang giebt es nicht wenige Stellen, welche den Missduft der Gemeinheit aushauchen. Seine Eitelkeit ging ins Aeffische. Kein deutscher Hofrath, kein französischer Unterpräfekt, kein russischer Tschinownik hat jemals inbrünstiger nach Titel- und Bänderkram geschnappt als dieser Geisterbeherrscher. Wehe jedem, wer diese närrische Eitelkeit verletzte oder verletzt zu haben schien. Da kannte Voltaire kein Erbarmen und ließ Rachemani-

feste ausgehen, worin jeder Buchstabe ein Gifttropfen und jedes Wort ein Dolchstoß. Auch Habsucht konnte man ihm, wenigstens in früherer Zeit, zum Vorwurfe machen. Und wie erniedrigte sich dieser Mann, so es die Befriedigung seiner gemeinen Instinkte und Neigungen galt! Er, welcher der Tyrann der Könige sein konnte und wirklich war, machte sich zu ihrem Sklaven. Mit Ekel wendet man sich ab, wenn man Voltaire vor dem namenlos verworfenen und verruchten Weibe, vor der „Semiramis des Nordens“, vor Katharina der Zweiten seine schmeichlerischen Kniebeugungen und Purzelbäume machen sieht. Freilich konnte er sich dabei auf den Vorgang und das Vorbild einer großen Autorität berufen. Denn hat nicht Friedrich, genannt der Große, den tiefsten Schlamm der Schmeichelei ausgeschöpft, um daraus sklavisch-huldigende Komplimente für die besagte Semiramis zu kneten? Ja, wohl that er das und er hat damit richtig die russische Vasallenschaft Preußens für lange zuwegegebracht. Und hat nicht auch eine tugendstolze Kaiserin Maria Theresia an eine Zarin Elisabeth schmeichlerische Briefe geschrieben und solche sogar an die Pompadour schreiben lassen? Was die vielberufenen Verhältnisse und Mißverhältnisse Voltaire's zu Friedrich angeht, so dürfte es schwierig zu sagen sein, auf welcher Seite die Verfehlung größer gewesen. Königlich preußische Hofhistoriographen und ihre Fartcatchers werfen natürlich alle Schuld auf den ersteren. Die unbefangene Anschauung aber wird es sehr begreiflich finden, daß es dem Voltaire bald sehr unbehaglich werden musste in der Umgebung eines Königs, welcher, Despot in jeder Fiber, gewohnt war, alle Menschen zu dressiren und zu bestockskeptern, wie es seine Preußen sich gefallen ließen. Auch mögen etliche der Bosheiten, welche Voltaire an Friedrich begangen hat, ihm in Gnaden verziehen werden um der gähnenden Langeweile willen, die er als Korrektor der jämmerlichen französischen Verse des Königs auszustehen gehabt hatte. Im übrigen können nur Pinsel und Ignoranten das Pfaffengeplärre über Voltaire als ein „moralisches Ungeheuer“ nachschwatzen.

Gewiß, der Mann war kein Tugendspiegel; aber eben so gewiß, er war auch kein Lasterbündel. Im Grunde ist seine einzige Leidenschaft der Ruhm gewesen und es versteht sich von selbst, daß nur ein in allen Genüssen höchst mäßiger Mann bis in ein so hohes Alter hinauf die unausgesetzte, ungeheure geistige Arbeit verrichten konnte, welche Voltaire verrichtet hat. Von seinem durch eigene Anstrengung erworbenen Vermögen machte er einen liberalen und wohlthätigen Gebrauch. Er hatte ein Herz für die Unglücklichen und eine offene Hand für die Armen. Und nicht nur gütig und mitleidig vermochte er zu sein, sondern auch hochherzig und heldisch. Keiner seiner Lästerer und Ankläger bis auf den heutigen Tag herab kann sich einer That rühmen, wie deren der Gelästerte in seinen wahrhaft edelsinnigen und heroischen Kämpfen gegen die verpfafft stupide und brutale mordsüchtige Justiz-, d. h. Injustizpflege seiner Zeit mehrere gethan hat. Die glänzendste war die allbekannte, an den Namen Calas geknüpfte. Drei Jahre lang führte er diesen ruhmvollen Kampf und wir dürfen ihm glauben, wenn er sagt: „Während dieser Zeit haben meine Lippen kein Lächeln gekannt."

„Mag sein", knurrt Dunkel- und Duselmann; „aber dies alles wischt doch das „„Vernichtet das Infame!"" nicht weg." Nein, und es soll auch nicht weggewischt werden, sondern als eine weltgeschichtliche Denktafel noch die fernsten Jahrhunderte hinabragen, als eine Denktafel dessen, was das officielle Christenthum, was die kirchliche Religion zu Voltaire's Zeiten gewesen ist. Willst du es wissen, dunkelnder und duselnder Bruder-Mensch, in dessen Gehirnhöhle die himmlische Lust des Denkens niemals phosphorescirte, willst du es wissen? Wohl, ich will es dir sagen. Was damals Religion und Christenthum zu nennen sich erfrechte, war ein Abgrund von Schändlichkeit und die französische Kirche ein Vampyr, das Lebensmark des unglücklichen, systematisch von ihr verthierten Volkes saugend, — ein Vampyr, der auch im 18. Jahrhundert noch alle die höllischen Erfindungen der spanischen Inquisition prak-

ticirte, wo immer er konnte. Ist es, beispielsweise zu reden, nicht dieses „Christenthum" gewesen, im Namen und kraft dessen noch i. J. 1765 ein wackerer junger Mann, De la Barre, lebendig gerädert wurde, weil der völlig unerwiesene und auch völlig grundlose Verdacht auf ihm lag, ein hölzernes Kreuz von der Brücke zu Abbeville gestürzt zu haben? Und war es nicht dieses „Christenthum", dessen Priester — wir meinen die Prälaten — in dem Unflat natürlicher und widernatürlicher Lüste förmlich sich wälzten, in schamloser Prasserei Millionen vergeudend, während die, welche die kirchlichen Dienste verrichteten, die armen Dorfpfarrer und Vikare, mit dem Volke hungern und verhungern mussten? Habt ihr nie von der „Halsbandgeschichte" gehört und von der Rolle, welche Se. Eminenz der Kardinal Rohan darin spielte? Waren es nicht französische Kardinale, Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte — die Aebtissinnen nicht zu vergessen — welche am lautesten höhnten und lästerten und lachten in jenen vornehmen Kreisen, deren kynische Konversation Voltaire in seiner berüchtigten „Pucelle" in Verse gebracht hat? War doch unter der Regierung des „allerchristlichsten" Ludwigs des Fünfzehnten — der ruchlose Pompadour-, Dubarry- und Hirschparklouis der „allerchristlichste" König, auch ein Stück Christenthum von damals! — also zur gleichen Zeit, wo auf jeder Antastung der kirchlichen Dogmen noch Galgen und Rad standen, unter den französischen Kirchenfürsten die höhnische Verleugnung derselben Dogmen soweit gediehen, daß der junge König Ludwig der Sechszehnte, als ihm Monseigneur Loménie de Brienne — später für eine Weile Finanz- und Premierminister — zum Erzbischof von Paris vorgeschlagen wurde, voll Bitterkeit ausrief: „Ein Erzbischof von Paris sollte doch wenigstens an Gott glauben!" Ah, wenn jemals ein Vernichtungskampf gerechtfertigt war, so ist es der gewesen, welchen Voltaire gegen das „Christenthum", d. h. gegen das Bonzen- und Balspfaffenthum seiner Zeit geführt hat. Er wurde dadurch geradezu zum Wohlthäter der Menschheit. Und wenn

er sah, was jeder denkende Mensch sehen musste und sehen muß, daß alle die namenlosen Gräuel der gesammten Kirchengeschichte nur eine logische Folge eines der Natur, der Vernunft, dem Einmaleins und der Civilisation hohnsprechenden Dogmenglaubens waren, so hätte er die unsterblich tönenden Pfeile seines weltgeschichtlichen Witzes bloß auf die Schlußfolgerungen und nicht auch auf die Prämissen, bloß auf die Wirkungen und nicht auch auf die Ursachen richten sollen? Preis ihm und Ehre, daß er es that und, gleich unserm großen deutschen „Heiden" Göthe, „der Heuchelei dürftige Maske" verschmähte.

Menschen, welche vielleicht nie eine Zeile von Voltaire gelesen haben, unwissende Nachbeter gedankenloser Vorbeter, nahmen und nehmen es sich im „gründlichen" Deutschland heraus, über die kolossale civilisatorische Arbeit des Mannes den Stab zu brechen, etwa mit der dämeligen Phrase, seine Thätigkeit sei im besten Falle eine bloß negative gewesen. Ja wohl, er hat es sich zur Lebensaufgabe gemacht, die Unvernunft, die Unwahrheit, die Ungerechtigkeit, die Unmenschlichkeit zu verneinen, und mit rastloser Thatkraft und Pflichttreue hat er diese Aufgabe erfüllt, hat das Dumme, Schlechte, Schädliche und Schändliche negirt, mittels aller Gattungen und Formen der Poesie und Prosa negirt und in den Augen aller Denkenden und Redlichen ruinirt und diese tapfere Kriegsführung des gesunden Menschenverstandes und des gesunden Menschengefühles, diese glorreiche „Negation" wäre nicht zugleich ein positives Schaffen gewesen? Habt ihr nie vom Föhn gehört, dem Frühlingsboten und Frühlingsbringer der Schweiz? Der negirt auch: — den Bann winterlicher Knechtschaft! Ein lachender Orkan saus't und braus't er durch die Thäler, spottet im Nu Schnee und Eis hinweg und wenige Tage darauf frühlingt es im schönen Alpenland.

Fürwahr, wenn Voltaire, wie er that, die religiöse Unduldsamkeit und den pfäffischen Fanatismus, die barbarisch-grausame Rechtspflege, die bäuerliche Leibeigenschaft und andere dergleichen „organisch gewachsene" Institute der

„guten alten frommen Zeit“ auf Tod und Leben verneinte, so waren diese Verneinungen ruhmvolle positive Kulturthaten, sehr positive! Und der Mann, welcher so energisch und zwar, wohlverstanden! zu einer Zeit, wo es noch Bastillen und „cages de fer“ für oppositionelle Autoren gab, der Unterdrückten gegen die Unterdrücker sich angenommen und die Sache der Armen und Elenden gegen die Reichen und Mächtigen so standhaft geführt hat, sollte ganz ohne Liebe und Enthusiasmus, sollte nur ein „tönendes Erz und eine klingende Schelle“ gewesen sein? So hat ihn selbst noch Hettner genannt, welcher doch die beste und im ganzen gerechteste Charakteristik Voltaire's lieferte, die existirt. Aber eine so ausdauernde Thätigkeit, wie die voltaire'sche war, ist ohne Liebe und Enthusiasmus gar nicht möglich, gar nicht denkbar. Die bloße Eitelkeit ist lange nicht mächtig genug, zu solchen Anstrengungen zu treiben, und wir dürfen und müssen daher annehmen, daß von jener Centralsonne der moralischen Welt, genannt Idealglaube oder Begeisterung, doch ein starker Stral in die Seele des souveränen Witzblitzeschleuderers gefallen sei. Ja gewiß, der Jupiter tonans des Spottes konnte unmöglich die Dummheit der Menschen so nachdrucksam befehden, ohne an die Möglichkeit einer allmäligen Minderung dieser Dummheitsmasse zu glauben, konnte unmöglich die Uebel der Gegenwart so ausdauernd bekämpfen, ohne eine menschlichere Zukunft zu hoffen. Wer aber glaubt und hofft, der liebt.

Im innersten Heiligthum der Kunst hat keins der Werke Voltaire's Zutritt gefunden. Nicht einmal in der Vorhalle dieses Heiligthums. Er war unendlich viel mehr ein Kämpfer als ein Künstler und nicht etwa ihm zum Tadel, sondern zum Ruhme sei das gesagt. Die Welt besitzt fürwahr Künstler genug und darunter auch „große“, welche, um ihren Künstlerlaunen nachleben zu können, stets bereit waren und sind, vor dem Despotismus zu kratzfußen und bei der Völkerverdummung sogar nach Kräften mitzuhandlangern. Kämpfer und zwar Kämpfer wie Voltaire

dagegen hat die Welt nur wenige und jedenfalls nie genug. Alle seine umfangreicheren Werke sind Wurfgeschütze, aufgefahren, in die Zwingburg der Vorurtheile, in die Frohnveste der Knechtschaft Bresche zu schießen. Daneben prasselt hageldicht der prickelnde Pfeilregen seiner „Poésies fugitives“ auf die Schilddächer des Unsinns und der Pedanterei. Auf diesen „flüchtigen“ lyrisch-didaktischen Dichtungen, sowie auf den satirischen Erzählungen in Prosa („Candide“, „L'ingénu“, „Zadig“ u. a. m.) beruht bekanntlich vornehmlich Voltaire's Anspruch, ein Dichter zu sein. Die verrufene „Pucelle“ ist sodann ein brillantes Witzfeuerwerk, daß aber viel zu lange währt und, wie eben Feuerwerke zu thun pflegen, einen fatalen Schwefelgeruch hinterläßt. Viele Einfälle in dem Gedichte haben übrigens Witzblitzfeuer genug, um auch noch in unsere Zeit satirisch hereinzuzünden. Wenn man z. B. die Trompetenstöße vernimmt, welche aus den gegenseitigen Ruhmassekuranzen der deutschen Literatur zum Lobe des Mittelmäßigen, Charakterlosen, Flauen und Erbärmlichen jahraus jahrein hervorgehen, so glaubt man richtig die „trompette“ zu hören, welche in der Pucelle die alte Klätscherin von Göttin, „La Renommée“, nicht an den Mund, sondern anderswohin hält.

Wenn aber Voltaire als Poet höchstens den zweiten Rang anzusprechen hat, so ist seine Bedeutung als Anreger und Wegezeiger auf dem Gebiete des Denkens und Wissens eine wahrhaft welthistorische. Schon das war ein großes Verdienst, daß er die Autorität der geistlosen Wortklauber und Silbenstecher, der abstrusen Abstraktoren von Gelehrten vernichtete, welche sich und die Welt mit Quisquilien und Minutien behelligten, die der Menschheit nie auch nur einen Pfifferling genützt haben oder nützen können. Er ist es gewesen, welcher mit der Drahtgeißel seines Spottes die stupend und stupid gelehrten Händler mit theologischen Nullen und philosophischen Nichtsen aus dem Vorhofe des Tempels der Wissenschaft hinauspeitschte, welches Procedere ihm freilich die ebenbürtigen Nachkommen der Domini

„Lexikokrassus“ und „Skriblerius“ bis zum heutigen Tage noch nicht verziehen haben. Daß der Zweifel an dem Gegebenen und Ueberlieferten der Vater aller wirklichen Forschung, wird heutzutage nur noch von Leuten bestritten, welche in Sachen des Denkens und Wissens überhaupt nicht mitzählen. Nun wohl, Voltaire ist es gewesen, welcher die Anzweifelung der überlieferten Lüge von der guten alten frommen Zeit nach allen Richtungen hin, religiös, social und wissenschaftlich, so recht groß gezogen und dadurch eine forschende Thätigkeit von unberechenbarer Tragweite hervorgerufen hat. Er stand in der Vorderlinie derer, welche die Wissenschaft aus den muffigen Schulstuben herauszogen und mitten ins wirkliche Leben hineinstellten, eine Großthat, angesichts welcher tausende und hunderttausende von geistverlassenen Elaboraten gelehrter Stubenhocker nichts sind als Wurmfraß. In die verschiedensten Regionen und Gebiete blitzte das universell bewegliche Talent des Mannes hinein; oft sehr flüchtig allerdings, aber immer anregungs- und aufmunterungsvoll, daß da noch unbekannte Schätze zu heben seien, daß da etwas zu suchen und zu gewinnen sei für den Dienst der Menschheit. Es ist bewundernswerth, wie weit oft sein Seherblick seiner Zeit vorauseilte und Wahrheiten entdeckte, welche erst in unseren Tagen mälig zu allgemeiner Anerkennung gelangen. Die politische Oekonomie z. B. verdankt ihm einige wichtige Findungen. Er war der Erste, welcher auf das verschiedene Verhältniß der Vermehrung der Bevölkerungen und der Lebensmittel aufmerksam machte, und er war es auch, welcher wagte, was damals eine große Ketzerei war, nämlich auf das große Princip des Freihandels hinzuweisen. Es ist wahr, Voltaire's philosophische und historische Schriften wimmeln von Schiefheiten und Irrthümern, welche jeder auch nur halbwüchsige Gelehrte von heute, im Besitze des ungeheuren Materials, das seither aufgehäuft worden, leicht berichtigen und kleinmeisterlich dem Manne vorrücken kann. Aber dennoch steht fest, daß Voltaire es gewesen, welcher die moderne Geschichtewissenschaft begründete, in-

dem er sie von der theologischen Fiktion emancipirte. Sein geniales Auge durchdrang zuerst die Finsternisse, in welche religiöser und politischer Afterglaube die Entwickelung der Menschheit gehüllt hatte. Er zuerst löſ'te so manches Räthsel weltgeschichtlicher Wirkungen, indem er die realen Ursachen derselben aufdeckte, und er schmiedete und schliff die Instrumente der historischen Kritik unserer Zeit, indem er den unmäßigen, geradezu kindischen Respekt vor dem Alterthum und dem Mittelalter wegspottete. Erst seit dem Erscheinen von Voltaire's berühmtem „Versuch über die Sitten und die Charaktere der Nationen" hat man einen Begriff von Weltgeschichte und Weltgeschichteschreibung. Summa: ein Erleuchter, Pfadfinder und Wegebahner erster Größe.

3.

Jedes Volk betreibt den „Kultus des Genius" in seiner Weise. Bei den Engländern gipfelt die „Heldenverehrung" in Nationalsubskriptionen, deren viel- und schwerpfündige Erträgnisse für den Gefeierten ein Piedestal abgeben, mittels dessen sich seine Person in die britische Himmelssphäre der „Respektabilität" erhebt. Bei den Deutschen ist die ihren großen Männern gewidmete Ehrfurcht und Liebe eine so tiefsinnige und stillverschämte, daß die Gegenstände derselben bei Lebzeiten wenig oder nichts davon gewahr werden. Nach ihrem Tode werden sie aber mitunter in Erz gegossen oder in Stein gehauen, womit dann zugleich der Dankbarkeit und der Kunst gedient, also das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden wird, — abgesehen sogar davon, daß die Denkmälerenthüllungsfeste willkommene Veranlassung bieten, viel Nationalbier zu vertilgen und eine entsprechende Quantität patriotisches Wasser abzuschlagen. Bei den Franzosen, als dem theatralischen

Volke par excellence, wird in der Regel nicht erst mit den todten, sondern mit den noch lebenden Heroen Komödie gespielt. Aber man muß sagen, daß dieses Spiel Schick und Art hat. Man sieht es den Parisern und Pariserinnen eben doch sogleich an, daß sie geborene Acteurs und Actricen auf den Brettern, welche die Welt nicht nur bedeuten, sondern auch sind.

So hatte denn die große Komödie, betitelt „Voltaire's Triumph", ihren glücklichen und lustigen Fortgang, obgleich die Strapazen des Stückes dem vierundachtzigjährigen Triumphator arg zusetzten. Ein Mitlebender von damals und wenigstens als Statist Mitspielender, der Graf von Ségur, hat in seine Memoiren die Worte eingetragen: „Man kann sagen, daß es für etliche Wochen zwei Höfe in Frankreich gab, den des guten Ludwig zu Versailles, wo es ganz stille geworden, und den Voltaire's in Paris, welcher Tag für Tag von den lärmenden Huldigungen einer unzählbaren und entzückten Menge widerhallte, die sich herbeidrängte, dem größten Genie Europa's ihre Verehrung zu bezeigen. Seine Krönung (son couronnement) fand im Palaste der Tuilerien statt, im Sale des Theater Français. Man vermag die Trunkenheit nicht zu schildern, womit der erlauchte Greis von dem Publikum empfangen wurde, welches alle Räume und Zugänge des Ortes zum Ersticken dicht anfüllte. Niemals ist die Dankbarkeit einer Nation in helleres Entzücken ausgeschlagen. Ich werde diese Scene niemals vergessen und ich begreife nicht, woher Voltaire die Kräfte nahm, sie auszuhalten."

Dieser Haupt- und Staatsakt des ganzen Schauspiels ging am 30. März von 1778 vor sich. Der Triumphator fuhr zunächst ins Louvre, um einer ihm zu Ehren veranstalteten Festsitzung der Akademie anzuwohnen. Ein ungeheuer großes Gefolge begleitete seinen Wagen und harrte draußen, bis die gelehrten Herren drinnen durch ihren Wortführer d'Alembert alle Huldigungskünste erschöpft hatten. Folgte dann die kurze Fahrt vom Louvre ins Theater Français zwischen dichtgedrängten Menschenmassen

hin, welche den Wagen des Triumphators mit unendlichen Jubelrufen empfingen und begleiteten. Als der Greis ausstieg, von zwei Freunden unterstützt, mischte sich dem Entzücken der Bewunderung die Rührung über die körperliche Gebrechlichkeit des Gefeierten bei, den Beifallssturm zu sanfteren Lauten stimmend.

Die Vorgänge im Theater selbst hat uns ein verpariserter deutscher Augenzeuge, Herr Friedrich Melchior Grimm, Baron (von vermuthlich eigener Mache) und Neuigkeitenzufertiger verschiedener deutscher Höfe, in seiner bekannten vielbändigen „Correspondance littéraire“ (IV, 177) genau beschrieben. Als Voltaire in die Loge der königlichen Kammerherrn getreten und daselbst zwischen Madame Denis und der Marquise de Villette platzgenommen hatte, erschien der Schauspieler Brizard, der berühmteste unter seinen Kollegen, und überbrachte der Marquise einen Lorbeerkranz mit der Bitte, den Jubelgreis damit zu krönen. Wie dieses geschah, brach das ganze Haus in einen jauchzenden Zuruf aus. Voltaire nahm zwar die Krone sogleich wieder vom Haupte, aber die Versammlung bestürmte ihn, dieselbe aufzubehalten. Der Sal, die Logen, die Korridore strotzten von Menschen. Alle Frauen standen. Das war kein Enthusiasmus mehr, sondern förmliche Anbetung, ein wirklicher Kult. Endlich ging der Vorhang in die Höhe. Man spielte „Irene“, eine byzantinische Tragödie, welche, wie schon gemeldet, Voltaire fertig aus Ferney mitgebracht hatte. Ein sehr altersschwaches Produkt seiner Geisteslenden, aber von ihrem Erzeuger, wie es bei derartigen Alterssünden häufig der Fall, zärtlich geliebt. Als Achtzigjähriger sollte man die Muse nicht mehr mit frostigen Umarmungen heimsuchen wollen. Schon als Siebzigjähriger nicht mehr. Als Beweise für die Richtigkeit dieses Satzes hocken und rutschen ja auch in Göthe's sämmtlichen Werken eine überzählige Anzahl unerquicklicher Kinderchen herum. Aber was ging die Versammlung im Theater Français das byzantinische Ding von Trauerspiel an? Man sah nur Voltaire. Als er sich

nach gefallenem Vorhang erhob und, über die Logenbrüstung vorgebeugt, dankend die Versammlung begrüßte, brach der Huldigungssturm von neuem los. Zugleich erhob sich der Vorhang wieder und auf der Bühne erschien die Büste des Gefeierten, umringt von dem ganzen Korps der Schauspieler und der Schauspielerinnen, welche dieselbe mit Lorbeerkränzen bedeckten und mit Rosenguirlanden umwanden, während Madame Vestris Verse deklamirte, welche besagten, daß La Belle France selber es sei, welche ihren großen Sohn kröne. Nur mühsam vermochte der bis zum sterben Erschöpfte das Schauspielhaus zu verlassen. Schöne Frauenarme trugen ihn zu seinem Wagen, der nur im Schritte nach Hause gelangen konnte, umringt von einer entzückten Menge, welche die Ufer der Seine von dem unaufhörlich wiederholten Rufe: „Vive Voltaire!“ ertönen ließ. Unter der Hausthüre kehrte sich der Jubelgreis gegen sein Gefolge, breitete die Arme aus und sagte mit im Schluchzen brechender Stimme: „Ihr wollt mich also unter Rosen ersticken?“ und als ihm droben der Herzog von Richelieu entgegentrat mit den Worten: „Nun, lieber Voltaire, Ihr müßt ja recht befriedigt sein!“ — keuchte der Halbtodte mühsälig: „Ach, sie haben mich umgebracht mit ihren Kronen!“

Vanitas, vanitatum vanitas! Die große Voltaire-Komödie war ausgespielt und es hob eine andere an, welche alsbald jene vergessen machte: — die Franklin-Komödie. Am 6. Februar von 1778 war der Allianzvertrag Frankreichs mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika zum Abschlusse gediehen. Im März verließ der englische Gesandte Paris und der französische London. Der Krieg zwischen Frankreich und England war erklärt und der Agent der amerikanischen Rebellen wurde in feierlicher Audienz von Ludwig dem Sechszehnten zu Versailles empfangen. Franklin hatte, wie uns Klatschschwester Du Deffand zu melden nicht unterließ, bei dieser Gelegenheit einen braunrothen Sammetrock an, weiße Strümpfe, ungepuderte Haare, die Brille auf der Nase — was gegen

alle Kleiderordnung und Etikette — und trug unter dem Arm einen weißen Hut. („Ist dieser weiße Hut vielleicht ein Symbol der Freiheit?“ frug die neugierige Blinde vom Kloster Saint-Josef ihren Freund Walpole.)

Vom 30. März, dem Triumphtage Voltaire's, waren es nur zwei Monate hin bis zum 30. Mai, dem Sterbetag Voltaire's, und doch war er ein schon vergessener, im Strudel von Babel-Paris verschollener Mann. Am 31. Mai von 1778 schrieb Madame Du Deffand an Horaz Walpole: „Ach, da hätt' ich fast vergessen, Ihnen ein wichtiges Ereigniß zu melden. Voltaire ist todt. Man kennt weder Stunde noch Tag genau, wann er starb; die einen sagen gestern, die andern vorgestern. Man weiß auch nicht recht, was man mit seinem Leichnam machen soll. Der Pfarrer von Saint-Sulpice will denselben nicht auf seinem Kirchhofe begraben lassen. Wird man den Todten nach Ferney bringen, um ihn dort beizusetzen? Aber er ist ja von dem Bischof, zu dessen Diöcese Ferney gehört, in den Bann gethan. Voltaire ist an einer zu großen Dosis Opium gestorben, welche er zur Milderung der Schmerzen seiner Strangurie genommen, oder auch, wie ich sagen möchte, an einem Ruhm-Exceß, welcher die schwache Maschine zu sehr erschütterte.“

Dies die Grabrede, welche Dem gehalten wurde, dem zu Ehren Paris zwei Monate zuvor in Entzücken geras't hatte. Ruhm, dein Name ist Eitelkeit!

Die Semiramis des Nordens.

„ . . . . In Catherine's reign, whom glory
still adores
As greatest of all sovereigns and whores."
Byron, Don Juan, VI, 97.

1.

Abenteuerlichkeit ist der Charakter des achtzehnten Jahrhunderts. Ein Spiel der Gegensätze und Widersprüche, wie kaum eine andere Epoche es aufzuweisen hat. Ein fieberhaftes Tasten und Hasten und Experimentiren, ein Auflockern aller socialen Grundlagen, ein Rütteln an allem herkömmlich Heiligen und daneben doch wieder Abgötterei mit der Mumie des Mittelalters. Eine tobende Orgie des Zweifels und Unglaubens, wo unter blasphemischen Witzen Prinzen und Marquis, Duchessen und Comtessen die Absetzung Gottes dekretiren, aber zugleich vor der Büste des „göttlichen" Cagliostro Weihrauch verbrennen. Ein wildes Rufen nach Freiheit und Natur, ausgestoßen von Männern mit Haarbeuteln, Zöpfen und Ailes-de-Pigeons-Frisuren und von Frauen in Reifröcken und Stelzenschuhen, mit schamlos entblößten Busen und ungeheuren Bauwerken von falschen Haaren auf den Köpfen. Alles aus Rand und Band, aus Angeln und Fugen. Alles wimmelnd, wuselnd, grell, phantastisch, widerspruchsvoll bis zur Tollheit. In das verhallende Hohnlachen Voltaire's die süßesten Lieder Göthe's, die salbungstriefenden Orakel

Lavaters, die schmetternden Jugenddonner Schillers hineintönend. Hier Spener und Götze, dort Kant und Lessing. Hier Zar Peter und Suwarow, dort Franklin und Washington. Hier Friedrich der Große und der erleuchtete Despotismus, dort Mirabeau und die Revolution. Die Männer mit einem Satz aus dem Rokoko zum Sanscullottismus hinüberspringend, die Frauen vom Reifrock zum griechischen Hemde. Ludwigs des Vierzehnten Verkündigung des „Droit divin“ fürstlicher Allmacht beantwortet durch die „Erklärung der Menschenrechte“. Alles in Zweifel gezogen, bekrittelt, analysirt, zersetzt, verhöhnt, alles den Anschauungen eines aschgrauen Materialismus unterworfen und hinwiederum ein beispielloser Aufschwung aus dieser trüben Region in die lichten Aetherhöhen des kühnsten Idealismus. In Erschöpfung schmachvoller Genüsse bis zur Mühlsteinhärte blasirte Herzen, aber auch Herzen voll weichster Schwärmerei und von edelster Inspiration schwellende Gemüther. Hier frechste Verneinung, dort begeistertste Bejahung; hier wüster Taumel des Lasters, dort die Trunkenheit heroischen Enthusiasmus. Das tumultuarische Vorwärtsdrängen einer zwischen Kontrasten schwankenden Gesellschaft, die aus der genialen Lüderlichkeit in die Sentimentalität, von dieser zur Begeisterung und zu hochfliegenden Hoffnungen getrieben wird, bis mit vulkanischem Getöse der Krater einer furchtbaren Umwälzung vor ihr aufklafft und sie verschlingt.

So war das Jahrhundert des Puders, der Schönpflästerchen, der Hirschparke, der Aufklärung und der Revolution. Aber von den zahllosen Gestalten, welche es mit dem Stämpel seiner Abenteuerlichkeit bezeichnet hat, ist wohl keine geeigneter, die Aufmerksamkeit denkender und wissender Menschen in Anspruch zu nehmen, als die der kleinen deutschen Prinzessin, welche, als ein frühreifes Kind nach Russland verpflanzt, unter dem Namen Katharina's der Zweiten so bald das Staunen, die Bewunderung, die Furcht Europa's erregen und bis zu ihrem Tode wachhalten sollte. Niemand, sie selbst vielleicht ausgenom-

men, hätte bei ihrer Ankunft in dem Zarenreich ein so glanzvolles Geschick auch nur entfernt zu ahnen vermocht. Ihr erstes Auftreten daselbst war ein fast geradezu bettelhaftes. Hat sie uns doch selbst erzählt, daß ihre ganze Wäsche aus einem Dutzend Hemden bestand und daß sie sich mit ihrer Mutter um ein von der Zarin Elisabeth geschenktes Stück blauseidenen Kleiderstoffes herumstreiten musste.

Freilich, das geniale Kind fand mit überraschender Schnelligkeit bald ganz andere Ziele des Ehrgeizes auf diesem abenteuerlichen Boden eines Hofes, wo die Barbarei und die Sittenlosigkeit des Ostens mit dem feinsten und skrupellosesten Intrikengeiste des Westens so seltsam sich amalgamirten. Zar Peter der Erste, ein Abenteurer größten Stils, hatte sein widerstrebendes Volk mit riesenstarker Faust in den Kreis des europäischen Staatensystems hereingeschleift, hereingeknutet. Sein berüchtigtes politisches Testament, wenn auch in der schriftlich uns vorliegenden Form das spätere Machwerk eines französischen Skribenten, ist nichtsdestoweniger bis auf den heutigen Tag getreulich vollzogen worden. Das von dem gewaltigen Zaren, diesem Ungethüm von Kraft und Lastern, sein Lebenlang gehandhabte Princip mongolisch-russischer Ausbreitungs- und Eroberungslust hat selbst unter den abenteuerlichen Weiberherrschaften, die zunächst seiner Regierung folgten, keine Stunde gerastet.

Es ist nicht etwas, nein, es ist alles revolutionär in den russischen Geschichten dieser Zeit. Die wildesten Ausbrüche, die demokratischsten Tendenzen der französischen Revolution, Peter der Erste hat sie vorweggenommen. Er ließ seinen Sohn zu Tode foltern, weil derselbe seinen Umwälzungsplanen im Wege stand, und setzte eine Bauerndirne neben sich auf den Thron. Kann man dem Princip der Legitimität stärker ins Gesicht schlagen? Ueberhaupt ist die ganze russische Geschichte eine Satire auf dieses Princip und es hat vielleicht nie eine tollere Ironie gegeben als die, daß ein Enkel Katharina's der Zweiten, Zar Nikolaus,

sich berufen fand, als Kämpe für die Heiligkeit desselben aufzutreten. Verwundern allerdings wird ein von den Menschen und von der Geschichte Wissender sich nicht über diese oder andere derartige Ironieen: — das Abgeschmackte hat ja, verbunden mit dem Mittelmäßigen und Schändlichen, kurze Zwischenpausen abgerechnet, jeder Zeit die Welt regiert. „So ward Zeus' Wille vollendet", d. h. so wollte und will es die Stumpfheit des geringen und die Niederträchtigkeit des vornehmen Pöbels.

Als ein Mann „ohne Vorurtheile" hatte Peter der Erste das zwar durch verschiedene Hände gegangene „Mädchen von Marienburg" aus dem Schmutze des Lagers aufgehoben und zu seiner „Gossudara" (Herrin), d. h. zu seiner zarischen Gemahlin gemacht. Freilich, wenn man dem ehrenwerthen russischen Hofrath glaubt, welcher im Jahre 1857 in einer deutschen Zeitschrift über die Jugendschicksale des besagten Mädchens sich ausließ, wird man in der guten Katharina ein wahrhaft richardson'sches Ungeheuer von Sittsamkeit und Tugend erkennen. Wem Mutter Natur jedoch das specifische Organ der Gläubigkeit versagt hat, der wird wenigstens sein Ergötzen daran haben, zu sehen, daß russische Hofräthe die deutschen noch weit überhofrathen. Im Schweiße seines Angesichts wendet, dreht und knetet unser russischer die Thatsachen, um das Mädchen von Marienburg als eine noch durchaus unversehrte Jungfrau in das zarische Bett zu prakticiren. Ein schwieriges, ein unmögliches Ding! Aber ein Hofrath von der rechten Sorte sagt mit Napoleon: „Impossible? C'est le mot d'un fou". Und wahrlich, unser russischer Gelehrter bestätigt die Richtigkeit dieses Orakelspruches. Er ist ein sinnreicher Mann und wir hoffen, er habe für seine „Rettung" der Ehrbarkeit, ja Jungfräulichkeit der erhabenen Gossudara den Andreasorden und etliche hundert „Seelen" zur Belohnung erhalten. Er ist nicht so einfältig, leugnen zu wollen, daß seine Heldin mal an einen schwedischen Dragoner verheiratet gewesen sei, sondern macht bloß aus dem Dragoner einen „schwedischen Militär", weil das

vornehmer klingt. Ein leidiger Umstand, diese Heirat! Aber unser Hofrath weiß sich zu helfen und die Jungferschaft Katharina's vor Schaden zu wahren. Der arme Dragoner im besonderen oder Militär im allgemeinen wird nämlich von dem gelehrten Mann am Hochzeitstage selbst, ja vom Trauungsaltar weg unerbittlich auf Kundschaft gegen den Feind geschickt, wo ihm das Dragonerliche begegnet, umzukommen. So fällt denn Katharina als jungfräuliche Witwe den kurz darauf Marienburg erobernden Russen in die Hände und vermöge eines divinatorischen Blickes in die Zukunft respektiren Generale, Korporale und Soldaten gleichermaßen die magdliche Ehre ihrer künftigen Zarin. Man sage nicht etwa: „Quel bruit pour une omelette!“ Das russische Kaiserhaus hält darauf, von Peter dem Ersten und Katharina abzustammen, und deßhalb ist es nur billig, daß die Hofhistoriographie ihren ganzen Scharfsinn aufbiete, das Mädchen von Marienburg als ein Mädchen im Superlativ erscheinen zu lassen. Leider werden wir im Folgenden genöthigt sein, besagte genealogische Dichtung unsanft mit der Hand der Wahrheit anzufassen.

Als Peter der Erste zu Anfang des Jahres 1725 gestorben, ergriff seine Witwe, die weiland Dragonerin, unter dem Namen Katharina die Erste die Zügel der Regierung. Sie hatte dem Zar zwei Töchter geboren, Anna und Elisabeth. Die erstere wurde im genannten Jahre mit dem Herzoge Karl Friedrich von Holstein-Gottorp verheiratet, welcher im Jahre 1721 nach Russland gekommen war, um gegen Dänemark und Schweden den Schutz des Zaren zu erflehen und um dessen Tochter zu werben, welche letztere Absicht er auch wirklich erreichte, namentlich dadurch, daß er jahrelang mit Todesverachtnng an den furchtbaren Zechgelagen Peters theilnahm. Seine Aussichten auf russisches Glück trübten sich jedoch beim Tode seiner Schwiegermutter (1727). Zwar hatte diese bestimmt, daß der Herzog und seine Gemahlin die Vormünder ihres Nachfolgers, Peters des Zweiten, eines hinterlassenen Sohnes des zu Tode

geknuteten Großfürsten Alexei, sein sollten. Allein der noch immer allmächtige Günstling Peters des Ersten, der gefürstete Bauerssohn Mentschikow, verdrängte den Herzog und dessen Frau von der Vormundschaft und machte ihre Stellung so unangenehm, daß sie nach Holstein heimkehrten. Hier gebar Anna im Jahre 1728 ihrem Gemahl einen Sohn, Karl Peter Ulrich, welcher bestimmt war, nachmals das zweifelhafte Glück, unter dem Namen Peters des Dritten eine Weile Zar aller Reußen zu heißen, mit einem entsetzlichen Ausgange zu büßen. Seine Mutter starb schon zehn Tage nach seiner Geburt, sein Vater elf Jahre später, eine beklagenswerthe frühe Verwaisung des jungen Prinzen, welcher, von der Natur ohnehin stiefmütterlich ausgestattet, in Folge einer unzulänglichen, schwankenden, verkehrten Erziehung zu einem vollkommenen Querkopf kümmerlich heranwuchs.

Inzwischen gingen auf dem Hof- und Staatstheater von St. Petersburg neue Akte von Palastrevolutionen in Scene. Zar Peter der Zweite wurde nämlich schon im Jahre 1730 durch die Blattern weggerafft und zu seiner Nachfolgerin erkoren die russischen Großen die verwitwete Herzogin von Kurland, Anna, eine Tochter von Peters des Ersten älterem Bruder Iwan. Die Zarin Anna rief ihre gleichnamige Nichte, Prinzessin von Mecklenburg, zu sich, vermählte dieselbe mit dem Herzoge Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel und ernannte einen Sprößling dieser Ehe, den Prinzen Iwan, zum Thronfolger. Nach dem 1740 erfolgten Tode der Zarin führte zunächst ihr verrufener Günstling Biron (eigentlich Bieren) Namens des jungen Iwan die Regierung, später seine Mutter oder vielmehr einer der Schöpfer Russlands, der gewaltige Abenteurer Münnich, ein Oldenburger von Geburt. Indessen währte diese Regentschaft nur ein Jahr. Denn schon 1741 führte eine Revolution oder vielmehr ein bloßer Tumult berauschter Soldaten die jüngste Tochter Peters des Ersten, die schöne, üppige und indolente Elisabeth auf den Zarenthron. Der arme Knabe Iwan ward in der Schlüsselburg

eingekerkert, seine Eltern und Geschwister wurden sammt ihrem Berather Münnich nach Sibirien geschafft.

Die neue Zarin Elisabeth verbrachte ihr Leben in sinnloser Verschwendung und schmachvollen Ausschweifungen. Es ist bekannt, daß sie ihre Tage mit albernem Toilettegram und mit Trinken ausfüllte, um dann Abends in den Armen irgendeines athletischen Grenadiers ihrer „Leibkompagnie“ aus einem Rausch in einen andern zu fallen. Eine standesmäßige Ehe konnte unmöglich dem Geschmack einer solchen Dame zusagen. Es musste daher für die Sicherung der Thronfolge anderweitig das Nöthige vorgekehrt werden. Der unglückliche Iwan war zu diesem Ende in seinem schlüsselburger Kerker nahe genug bei der Hand; allein die Zarin wollte nichts von ihm hören, sondern bestimmte den Sohn ihrer Schwester, den jungen Herzog von Holstein, zu ihrem Nachfolger und ließ zu Anfang des Jahres 1742 den jetzt vierzehnjährigen Prinzen aus Kiel nach Petersburg kommen. Armer Peter, dir wäre besser gewesen, du hättest daheim ein obskures Korporalsleben hingedehnt wie Dutzende deiner damaligen landsmännischen fürstlichen Kollegen. Du hättest ja auch, wenn du wolltest, König von Schweden sein können. Aber du wähltest ein für einen Menschen deines Schlages gefährlichstes Loos: du ließest dich zum Zaren aller Reußen erheben, um an dir selbst die leidige Erfahrung zu machen, daß „Russlands Verfassung eine durch den Meuchelmord verdünnte Despotie“ sei [1]).

1) Bald nach der Katastrophe vom März 1801, auf welche wir weiter unten zu sprechen kommen werden, schickte Georg der Dritte den bekannten Grafen Münster als hannoverschen Gesandten nach Petersburg. Dem durch und durch germanisch-romanischen Minister machte es einen gewaltigen Eindruck, als ein hochgestellter Mann ihm an Ort und Stelle (d. h. im Michaelspalast) jede Nuance des tragischen Ereignisses (d. h. der Ermordung des Kaisers Paul) anschaulich wies und auf Münsters Entsetzen erwiderte: „Mais mon Dieu, que voulez-vous, Monsieur le comte? C'est notre Magna Charta. La tyrannie tempérée par l'assassinat.“

Zarin Elisabeth, deren männliche Ideale breitschulterige und stiernackige Herkulesse waren, zeigte sich bei der Ankunft ihres Neffen von seinem Aussehen wenig erbaut. Ein kränklich und schwächlich aussehender Junge mit langherabhängendem Semmelblondhaar, viereckig, scheu, dabei in allen Zweigen des Wissens „unglaublich unwissend“, so stellte sich der künftige Beherrscher Russlands dar. Man gab ihm tüchtige Lehrer, aber da der Zögling jeder ernsten Beschäftigung einen unüberwindlichen Widerwillen entgegenstellte und sich im Grunde kein Mensch, am wenigsten seine zarische Tante, um sein Lernen oder Nichtlernen kümmerte, so blieb er ein ununterrichteter Klotz- und Trotzkopf, unter dessen kindischen oder rohen Liebhabereien die Soldatenspielerei die erste Stelle einnahm. Er war nicht ganz ohne geistige Anlagen, er war auch nicht ganz ohne gute Instinkte; allein diese zu stärken und jene zu entwickeln dazu war der Hof der Zarin Elisabeth der letzte Ort auf Erden. Im November 1742 machte der Prinz die Ceremonie des Uebertritts zur griechischen Kirche durch und hieß nun als anerkannter Großfürst-Thronfolger Peter Feodorowitsch. Im folgenden Jahre dachte man an die Verheiratung des Prinzen, zuerst mit einer sächsischen Prinzessin, die aber ihren Katholicismus nicht verbyzantinern lassen wollte. Hierauf klopfte man wegen seiner jüngsten Schwester Amalia — die, sagt man, den armen Trenck liebenswürdiger gefunden, als es sich für eine Königstochter schickte — bei Friedrich dem Großen an. Der König fand zwar nicht für gut, Herein! zu sagen, aber er machte die Zarin auf die Prinzessin Sophie Auguste Friederike von Anhalt-Zerbst als auf eine passende Frau für ihren Neffen aufmerksam und zwar mit Erfolg.

2.

Sophie Auguste Friederike wurde am 25. April (2. Mai?) 1729 zu Stettin geboren, wo ihr Vater, Fürst Christian August von Anhalt-Zerbst, als preußischer General in Garnison stand und Gouverneur war. Mütterlicherseits stammte sie aus der Familie ihres nachmaligen zarischen Gemahls, denn ihre Mutter war die Prinzessin Johanna Elisabeth von Holstein-Gottorp, welche sich i. J. 1727 als Fünfzehnjährige mit dem um zweiundzwanzig Jahre älteren Fürsten von Anhalt vermählt hatte. Die Fürstin ergriff die Einladung seitens der Zarin Elisabeth, mit ihrer Tochter nach Petersburg zu kommen, mit beiden Händen. Wahrscheinlich war die Sache zwischen ihr und dem König von Preußen, zu welchem sie in sehr freundschaftlichen Beziehungen stand, abgekartet worden. Der Fürst freilich war mit dem Plane nicht einverstanden, weil ihm, dem ehrlichen Lutheraner, eine Religionsänderung seiner Tochter Skrupel machte. Allein der gute Mann scheint, obgleich ein General, in seinem eigenen Hause das Kommando nicht gehabt zu haben. Wenigstens kümmerte sich seine Frau wenig um seine Einwendungen gegen das russische Heiratsgeschäft und reiste im Februar 1744 mit ihrer Tochter nach Petersburg ab, jene Werbungsfahrten deutscher Prinzessinnen nach Russland eröffnend, welche seither zu stehenden Staatsaktionen geworden sind und dem deutschen Fürstenstolze so wohl anstanden und anstehen.

Wie bekannt, mussten die armen Fürstentöchter förmlich „for the show“ nach Petersburg kommen und wurden, wenn sie missfielen, nicht selten in verächtlichster Weise für die Bettelfahrt abgelohnt. Für das Lutherthum ist es recht charakteristisch, daß die protestantischen deutschen Fürstenhäuser mit größter Bereitwilligkeit dazu stimmten, ihre an russische Zaren oder Großfürsten zu verheiratenden Töchter die heimische Religion abschwören zu lassen, während die katholischen Dynasten Deutschlands in dieser Be-

ziehung weit mehr Scham- und Ehrgefühl bethätigten. Selbstverständlich ging die deutschfürstliche Hu—manität nicht so weit, vom russischen Hofe Gegenrecht zu fordern. Heiratet eine russische Prinzessin einen deutschen Fürsten, Herzog oder König, so bringt sie ihre griechischen Heiligenbilder und Popen mit und der Herr Gemahl hat die Ehre, ihr in seiner Residenz eine griechische Kapelle einzurichten. Oh, wir sind human und höflich, wir, und wir unterlassen nie, so man uns auf die rechte Wange schlägt, demüthigst auch die linke darzuhalten. Darum haben wir es auch so weit gebracht im Christenthum und in der politischen Nullität.

Diese russischen Heiraten! Sie machen eins der bittersten Schmerzenskapitel deutscher Geschichte aus. Jedermann weiß, daß der liebenswürdige Zar Alexander beim wiener Kongresse dieses Kapitel mit einer kynischen Offenherzigkeit behandelte, wie sie sonst nicht die Sache dieses siebenfach destillirten Byzantiners war. Die Zersplitterung und Zerrissenheit Deutschlands, sagte er zum Freiherrn von Stein, müsste erhalten werden, weil die zahlreichen deutschen Höfe das Material böten, die russischen Großfürsten und Großfürstinnen „mit passenden Mariagen zu versorgen“. Worauf der tapfere Freiherr den berühmten Grobianismus setzte: „Das freilich hab' ich nicht gewusst, daß Ew. Majestät Deutschland zu einer russischen Stuterei machen will“.

Wenn man erwägt, wie Friedrich der Große die Heirat der Prinzessin von Anhalt-Zerbst einfädelte und wie sich die Fürstin Mutter bei der ganzen Sache benahm, dem Willen ihres Gemahls Trotz bietend, so dürfte man geneigt sein, ein i. J. 1856 durch S. Sugenheim aufgebrachtes Kuriosum näher anzusehen, dessen Feststellung, wenn sie überhaupt möglich wäre, die europäische Skandalchronik um einen pikantesten Fall bereichern würde. Der genannte Gelehrte, seiner herben und mitunter barocken Form wegen mit allzu großer Missgunst beurtheilt, ist sonst ein keineswegs leichtgläubiger Mann und es muß, wenn

man billig sein will, gesagt werden, daß seine Hypothese, die Prinzessin Sophie Auguste Friederike, nachmals Katharina die Zweite, sei eine natürliche Tochter Friedrich des Großen gewesen, eines Scheines von Möglichkeit nicht entbehrt. Daß zwischen dem jungen Friedrich, welcher bekanntlich nichts weniger als ein Platoniker war, und der noch jüngeren Frau des in preußischen Diensten stehenden Prinzen von Anhalt eine vertraute Freundschaft bestand, ist Thatsache. Nicht weniger Thatsache ist, daß die vertraute Freundschaft eines siebzehnjährigen Wüstlings und einer noch um neun Monate jüngeren, an einen Mann, der ihr Vater hätte sein können, verheirateten Frau ein häkliches Ding. Ein ziemlich unverdächtiges Zeugniß gibt auch an, daß gerade neun Monate vor Katharina's Geburt Friedrich seiner schönen Freundin einen mehrtägigen Besuch in Zerbst oder Dornburg abgestattet habe. Ferner ist bekannt, daß die Prinzessin ihre Kindheit am preußischen Hofe verbrachte, und endlich muß die angelegentliche Bemühung auffallen, welche Friedrich es sich kosten ließ, alle Hindernisse, die sich der Heirat derselben mit dem Großfürsten Peter entgegenstellten, zu beseitigen. Gewißheit ist freilich mit alledem nicht zu erlangen und für die ernste Geschichte dürfte ja die ganze Hypothese gleichgiltig sein.

Genug, der König von Preußen und die Fürstin von Anhalt erreichten ihren Zweck. Die junge Prinzessin gefiel bei ihrer Ankunft in Petersburg der Zarin. Schon am 9. Juli 1744 trat sie zur griechischen Kirche über, wobei sie den Namen Katharina erhielt, und am folgenden Tage ward sie mit dem Großfürsten verlobt. Nach Jahresfrist wurde der Bräutigam für mündig erklärt und am 1. September 1745 fand unter rauschenden Festlichkeiten die Hochzeit des jungen Paares statt, eine Hochzeit, welche, wie ein Frommer sagen würde, nicht im Himmel, wohl aber in der Hölle beschlossen worden.

3.

Der neue Ehemann war ein läppischer Junge, was er sein Lebenlang blieb; die neue Ehefrau ein Kind, aber ein Kind, das bereits vom Baume der Erkenntniß genascht hatte. Ich meine nicht etwa in geschlechtlicher Beziehung, denn was von Liebeleien Katharina's vor ihrem Auftreten in Russland gemunkelt wird, gehört kaum in das Gebiet der Novellistik, geschweige in das der Historik. Das Temperament der Prinzessin war zu dieser Zeit noch nicht erwacht. Es bedurfte des Aufenthalts an einem über alle maßen zuchtlosen Hofe, um dasselbe zu wecken. Einmal geweckt, wuchs es freilich rasch zu jener erschreckenden, bis ins höchste Alter andauernden Leidenschaftlichkeit empor, welche, wenn auch wahrscheinlich auf etwas Krankhaftes in ihrer körperlichen Organisation zurückzuführen, Katharina als Weib zu den verrufensten ihres Geschlechtes gestellt hat. Aber für jetzt lebten und webten in diesem schönen Mädchenkopfe ganz andere als Liebesgedanken, obgleich diese der Jugend der Prinzessin am natürlichsten gewesen wären. Der Psycholog steht mit Staunen vor dieser wunderbaren Frau, welche noch in kindlichem Alter, wo andere Mädchen kaum die Puppenstube beiseite stellen, nicht nur die kühnsten Entschlüsse eines brennenden Ehrgeizes fasst, sondern auch mit einer unergründlichen Heuchelei, mit einer eines Machiavelli würdigen Schlauheit und Verschlagenheit die Verwirklichung dieser Entschlüsse anstrebt und anbahnt. Man weiß nicht, worüber man sich mehr verwundern soll, ob über den genialen Instinkt dieses sechszehnjährigen Kindes oder über die vollendete Kunst und wunderbare Energie des Bösen, womit es den Eingebungen dieses Instinkts zu einem beispiellosen Triumphe verhilft.

Katharina hat uns zum Verständniß ihres Gebarens von ihrer Ankunft in Russland an bis zum Jahre 1759 selber den Schlüssel geliefert; denn die Echtheit ihrer

französisch geschriebenen, bis zu dem bezeichneten Zeitpunkte reichenden, durch Mittel, über deren Moralität uns kein Urtheil zusteht, i. J. 1858 in die Oeffentlichkeit gekommenen Denkwürdigkeiten ist von keiner Seite her ernstlich oder nachhaltig in Frage gestellt worden [1]). Mit souveräner Kühnheit ist in diesen Bekenntnissen dargelegt, wie sie den russischen Hof fand, wie sie die Verhältnisse und Personen durchschaute, welche Stellung sie von Anfang an als Endziel ins Auge fasste und wie sie zur Erreichung desselben ihr Benehmen einrichtete. Es kam über sie wie ein Blitz, daß sie das Zeug in sich habe, alle diese Menschen, diesen Hof, an welchen sie wie eine Bettlerin geschleudert worden war, diese auf der einen Seite rohen, auf der andern angefaulten Schranzen und Ränkespinner, dieses ganze unermessliche Reich zu beherrschen.

Und der Blitz erschreckte sie keineswegs. Mit einer Geduld und Selbstbeherrschung ohnegleichen spann und knüpfte sie die Fäden ihres Netzes, um dasselbe, als die Zeit gekommen, allen über die Köpfe zu werfen, und kein Hinderniß, keine Demüthigung, keine Gefahr, keine Lust und kein Leid vermochte sie von der Arbeit an dem vielfach verschlungenen Gewebe abzubringen. Sie besaß die Fähigkeit, unter dem Anschein, allen dienstbar zu sein, alle sich dienstbar oder wenigstens dienlich zu machen, und wie alle Genies der Gewissenlosigkeit verstand sie im höchsten Grade die Kunst, ihre Werkzeuge zu wählen und, sobald sie vernutzt waren, wegzuwerfen. Niemand widerstand auf die Länge ihrer schmiegsamen Liebenswürdigkeit, mit alleiniger Ausnahme ihres Gemahls, und der Unglückliche sollte bald erfahren, wie gefährlich es sei, derselben widerstanden zu haben.

Die erste vertraute Eröffnung, welche der Querkopf Peter seiner Braut machte, war, daß er sterblich in eins der Hoffräulein der Zarin verliebt sei und sie, Katharina,

1) Mémoires de l'impératrice Catherine II., écrits par elle-même, et précédés d'une préface par A. Herzen. Londres 1858.

eben nur heirate, weil seine Tante es haben wollte. Eine der Strömungen und Gegenströmungen, welche an diesem zerfahrenen und lüderlichen Hofe tagtäglich wechselten, drohte die Prinzessin, noch bevor sie Großfürstin geworden, wieder aus Russland wegzuschwemmen. Einer der wüsten Günstlinge Elisabeths nämlich runzelte Katharina, als sie eines Tages kindische Possen treibend mit ihrem Bräutigam auf einem Fenstergesimse des Palastes hockte, an, sie möge nur ihr Bündel schnüren und sich hintrollen, woher sie gekommen. „Ich sah wohl", erzählt sie, „daß mich mein Bräutigam ohne Bedauern hätte fahren lassen, und das war mir, so wie er war, ziemlich gleichgiltig; aber die Krone von Russland war mir nicht gleichgiltig!" Diese Krone, sie wurde das Traumbild ihrer Nächte und die Arbeit ihrer Tage. „In dem Maße, in welchem mein Hochzeitstag sich näherte, wurde ich immer melancholischer. Mein Herz weissagte mir kein großes Glück: der Ehrgeiz allein hielt mich aufrecht. Ich trug auf dem Grunde meiner Seele ein ich weiß nicht was, welches mich nie auch nur einen Augenblick zweifeln ließ, daß ich früher oder später dazu kommen würde, souveräne Kaiserin von Russland zu sein, Kaiserin aus eigener Machtvollkommenheit".

Und das war nicht etwa nur so ein eitles Spiel der Phantasie. Unsere sechszehnjährige Ehrgeizige war keine Phantastin, und wenn sie dichtete, so waren ihre Gedichte Thaten. Sie mußte die Augen offen haben und hatte sie offen. Es war fürwahr kein Spaß, in ihrer ebenso widerwärtigen und gefährlichen Stellung zwischen der in fast unausgesetztem Branntwein- und Wollustrausche dem Grabe zutaumelnden und doch wieder auf ihre Gewalt gränzenlos eifersüchtigen Zarin, zwischen einem kindischen Tabaksschmaucher, Trunkenbold und Gamaschenknopf von Strohgemahl und den lauernden Parteien der Höflinge den rechten, d. h. zur russischen Kaiserkrone führenden Weg zu treffen und einzuhalten. Aber es gelang ihr vollständig, denn, sagt sie: „Ich gab mir Mühe, die Zuneigung aller

zu gewinnen. Niemand wurde von mir vernachlässigt, weder Große noch Kleine. Ich machte es mir zur Regel, zu denken, daß ich aller bedürfe, und demnach alles zu thun, um mir Wohlwollen zu erwerben, und that es mit Erfolg." In unglaublich kurzer Zeit hatte es das geniale Kind in der Geschicklichkeit, die Russen zu behandeln, zur Meisterschaft gebracht, während der beschränkte und starrsinnige Peter von dieser Kunst niemals auch nur den ersten Buchstaben des ABC lernte, sondern durch kindisches Schimpfen auf alles Russische, durch taktloses Bevorzugen von Deutschen oder vielmehr von deutschen Unarten, durch ein in seiner Lage geradezu aberwitziges Nachäffen vom Räuspern und Spucken Friedrichs des Großen schon als Großfürst sich alle Welt zum Feinde machte und sich so recht bornirt trotzig auf den Isolirschemel stellte, von welchem er dann so kläglich herabgestürzt ist.

Katharina ließ keine Ziffer ihrer Zukunftsrechnung außeracht. Sie ging desshalb auch der russischen Geistlichkeit schmeichelnd um den Bart. Zwar hatte diese durch Peter den Ersten jede unmittelbare Macht im Staate verloren, allein die kluge Großfürstin, welche zu dieser Zeit angelegentlich Geschichte studirte, wusste gar wohl, daß die mittelbaren Einflüsse der Klerisei auf eine ungebildete Nation unermesslich sind und daß der Despotismus Meßbücher und Rauchfässer gerade so nöthig hat wie Kanonen und Bajonnette. Während daher ihr Gemahl mit einer Art brutaler Freigeisterei die russische Popenschaft bei jeder Gelegenheit vor den Kopf stieß, unterzog sich Katharina geduldig der schrecklichen Langweile, die kirchlichen Ceremonien pünktlich mitzumachen, und gab sich den Anschein, die langen Fasten der russischen Kirche strengstens zu halten.

Sie hatte demnach gar zu viel zu thun, zu beachten, zu ertragen und zu leiden, unsere kleine Schöne, die sich so resolut in den Kopf gesetzt, „à devenir impératrice souveraine de Russie, de mon propre chef." In Wahrheit, sie war zu dieser Zeit ein armes Käthchen. Man betrachte einmal nachstehendes Porträt, welches ein Griffel von damals von

dem Großfürsten Peter entworfen hat. „Mehr klein als groß, ist er von hässlichen Zügen und seine Augen sind klein und widerlich. Quer über seinem kleinen Kopf und tief in die Stirne gedrückt sitzt ein ungeheurer Hut, der ihm ein kriegerisches Ansehn geben soll. Diese an sich schon groteske Figur trägt einen Anzug, an welchem der preußische Schnitt aufs lächerlichste übertrieben ist. Die beiden Storchbeine des Großfürsten sind dermaßen in ein Paar enger Gamaschen eingezwängt, daß seine Kniee ihre Biegsamkeit verloren haben und diese militärische Marionette sich weder bequem niedersetzen, noch wie andere zweibeinige Wesen sich bewegen kann. Sein Gesicht, welches von dem beschriebenen Hute halb bedeckt ist, verzerrt er unaufhörlich, so daß es fast unmöglich ist, ihn ohne Lachen anzusehen.“ Es ist leicht zu errathen, wie angenehm die Tage waren, welche eine junge Frau — was sag' ich? — eine Jungfrau von Katharina's Schönheit, Geist und Art neben einer solchen Karikatur von Mann verbringen musste.

Aber vollends die Nächte! Wie jedermann weiß, hatte der arme Tropf von Peter neben seinen übrigen Vorzügen auch einen organischen Fehler, welcher ihn verhinderte, seine Ehe zu wirklichem Vollzuge zu bringen. Statt dessen sah das Schlafgemach des jungen Paares die lächerlichsten Mysterien von der Welt. Nachdem nämlich den Tag über der Großfürst die Großfürstin gezwungen hatte, mit ihm Schildwache zu stehen und andere Soldatenspielerei zu treiben, musste sie Nachts mit ihm thun, was sie uns selbst erzählen soll: „Madame Kruse — (die Kammerfrau der Großfürstin) — verschaffte dem Großfürsten Spielzeug, Puppen und andere Kindereien, die er bis zur Narrheit liebte. Während des Tages verbarg man dieselben in und unter meinem Bette. Der Großfürst legte sich zuerst nach dem Abendessen nieder, und wenn wir beide zu Bette waren, schloß Madame Kruse die Thüre und der Großfürst spielte bis 1 oder 2 Uhr Morgens. Wohl oder übel musste ich an diesen herrlichen Vergnügungen theilnehmen. Oft lachte ich darüber, aber häufig war es mir unangenehm und zu-

wider.“ Armes Käthchen! Um so bedauerlicher, als du, wie du uns selber bekannt hast, gerade damals Brantôme's Buch von den „Dames galantes“ lasest, welches in einer bald siebzehnjährigen so zu sagen Frau den Wunsch, andere Spiele als die eben erwähnten mitzumachen, sehr lebhaft zu erregen ungemein geeignet ist. Kein Zweifel, armes Käthchen, du hattest das klarste Recht von der Welt, im Rückblick auf mehrbesagte eheliche Puppenspielfreuden später zu sagen: „Ich war, denk' ich, zu etwas anderem gut (il me semble, que j'étais bonne pour autre chose“).

Das dachte in einer ihrer spärlichen nüchternen Stunden auch Zarin Elisabeth, die große Liebhaberin von Liqören und Grenadieren. Diese zärtliche Tante wollte einen Großneffen und Thronfolger sehen, gleichviel, woher derselbe käme. Madame Tschoglokoff, Obergouvernante der Großfürstin, erhielt von der Zarin den Befehl, die nöthigen Veranstaltungen zu treffen, und die Vollziehung dieses Befehls wurde durch den Umstand erleichtert, daß gerade damals mehrere glänzende junge Edelleute, wie Sergius Soltikow, Zachar Czernitschew und Leo Narischkin, in die Umgebung des Großfürsten gekommen waren und sein ganzes Vertrauen gewonnen hatten.

Es muß gesagt werden, daß Katharina länger widerstand, als man den Umständen zufolge hätte erwarten können; und es heißt nur gerecht sein, wenn man anerkennt, daß sie ihrem Gemahl jahrelang die Treue bewahrte, während der alberne Mensch, wahrscheinlich um sich als echter Prinz seines Jahrhunderts zu erweisen, sich den Anschein gab, als wäre er darauf versessen, Maitressen zu haben. Katharina hat uns das tragikomische Abenteuer erzählt, daß der Großfürst, wenn er Nachts betrunken das eheliche Lager bestieg, seine schlafende Frau mit Faustschlägen zu wecken pflegte, um derselben die Reize seiner Maitressen im Detail zu schildern. Wie bekannt, bekleidete zuletzt die Gräfin Woronzow, eine Schwester der Fürstin Daschkow, welches letztere Mannweib die Großfürstin zu ihrer Busenfreundin zu machen verstanden hatte, die Sinekure einer

Maitresse Peters. Ein gutmüthiges, einfältiges, hässliches, vulgäres Geschöpf, von welchem der in das damalige russische Hofleben tiefeingeweihte Major Masson in seinen Memoiren gesagt hat: „Sie berauschte sich mit ihrem Liebhaber und fluchte wie ein Soldat; sie spielte, stank und geiferte, wenn sie sprach“.

Einer Solchen setzte Peter seine schöne, bezaubernde Frau nach und hatte die Folgen zu tragen. Gegen Neujahr 1754 kam die Großfürstin endlich in Umstände, welche interessante zu nennen damals noch nicht Mode war. Wer der Verursächer gewesen, ob Soltikow, Czernitschew oder auch Narischkin, lassen zwar die Memoiren Katharina's im Unklaren, indessen geben die Ausdrücke, womit sie in ihren Bekenntnissen von Soltikow spricht — „er war schön wie ein Engel und ein vollendeter Meister in allen Liebesränken“ — den nöthigen Fingerzeig. Der Großfürst drückte sein Ungeheuer von Hut à la Frédéric le Grand noch tiefer als gewöhnlich in die Augen, da er die überraschende Neuigkeit erfuhr, und ließ sich in Gegenwart Narischkins also vernehmen: „Der Himmel weiß, woher meine Frau schwanger geworden. Ich bin durchaus nicht gewiß, ob dies Kind mir gehört.“ Narischkin flog zur Großfürstin, um ihr diese bedenkliche Aeußerung brühwarm zu hinterbringen.

Allein Katharina war ganz gefasst und konnte es sein. Hatte sie doch, als nur erst sie selbst und etwa Soltikow von der gemeldeten großen Neuigkeit wussten, durch den Genannten als Präservativ gegen die Gefahr die höchst lächerliche Komödie in Scene setzen lassen, daß halb im Scherz, halb mit Gewalt der Großfürst einer Operation unterworfen wurde, um ihn von seinem organischen Fehler zu heilen oder ihn wenigstens glauben zu machen, er sei davon geheilt. Hierauf gestützt, ließ die Großfürstin, schon jetzt, wenn es galt, die ganze Kühnheit ihres Charakters entfaltend, ihrem Gemahl als Antwort auf seine berichtete Auslassung sagen, „ob er leugnen wollte, daß er bei ihr geschlafen? Wenn ja, würde sie die Sache der Zarin vor-

legen und auf eine Untersuchung dringen.“ Peter betrank sich, rauchte, schimpfte und fluchte nach Gewohnheit, aber er duckte sich und ließ es geschehen, daß das am 1. Oktober 1754 von Katharina geborene Kind als sein rechtmäßiger Sohn mit dem Namen Paul Petrowitsch getauft und als Großfürst-Thronfolger anerkannt wurde. Freilich machte dieses Ereigniß die zwischen Peter und seiner Frau schon lange eingetretene Entfremdung unheilbar. Die beiden standen einander in erklärtem Kriegszustand gegenüber, und wenn nicht ein unberechenbarer Zufall für Peter ins Mittel trat, konnte es nicht zweifelhaft sein, wem schließlich der Sieg zufallen würde.

4.

Katharina hatte ihre Partie ergriffen und ihre Stellung bemessen. Ihr jetzt in voller Stärke erwachtes glutvolles Temperament forderte Befriedigung; aber dieses außerordentliche Weib vergaß im Taumel der Liebesgenüsse niemals das große Ziel, welches zu erreichen sie sich vorgesetzt hatte. Sie hatte einen bedeutenden Vorschritt dazu gemacht, als es ihr, noch vor der Geburt ihres Sohnes Paul, gelungen war, den mächtigsten Mann in Russland, den Großkanzler Bestuschew, der das Reich regierte, für sich zu gewinnen. Sie verdankte dieser Verbindung nebenbei auch das Glück der Schäferstunden, welche sie mit dem im Jahre 1755 an Soltikows Stelle getretenen jungen Polen Poniatowski feierte, den sie später zum Danke dafür zum Schattenkönig von Polen machte.

Der Haß, welchen ihr Gemahl gegen sie hegte, war ihr wohlbekannt. Bedrohte doch der schwache, unfertige und unschlüssige Mensch, welchen sein lebhafter Briefwechsel mit Friedrich dem Großen nicht zum Manne zu machen vermochte; bei seinen tumultuarischen Zechgelagen seine

Frau, die er mit den gemeinsten Schimpfwörtern belegte, ganz offen mit seiner dereinstigen Rache. Sie sagt darüber in ihrer Beichte: „Bei diesen Drohungen des Großfürsten überlegte ich mein Geschick. Ich sah drei Wege vor mir. Erstens, das Wollen und das Schicksal des Großfürsten unter allen Umständen zu theilen. Zweitens, mich widerstandslos von ihm zu Grunde richten zu lassen. Drittens, meinen eigenen Weg zu gehen, mich selbst, meine Kinder" — (sie hatte im December 1757 eine Tochter geboren) — „und den Staat aus dem Schiffbruche zu retten, mit welchem des Großfürsten Unfähigkeit uns alle bedrohte. Das erschien mir als das Zweckmäßigste. Ich beschloß also, dem Großfürsten den besten Rath über seine wahren Interessen zu geben, wo sich der Anlaß darböte, im übrigen aber ein sehr strenges Schweigen zu beobachten und vor allem mein eigenes Interesse bei dem Publikum zu wahren, so daß ich demselben im Nothfall als der Retter des Staatswohls erscheinen könnte."

Freilich, wenn man beständig eine Kaiserkrone über seinem Haupte schweben sieht, mag es auch dem Besonnensten begegnen, einmal zur Unzeit einen kühnen Griff darnach zu thun. Allem nach that Katharina im Sommer von 1757 einen solchen Griff oder ließ ihn wenigstens in ihrem Interesse geschehen. Es war gut für sie, daß sie schlau genug gewesen, sich bei Zeiten eine Fürsprecherin bei ihrem Gemahle zu sichern, welcher Fürsprecherin dieser nicht widerstehen konnte, nämlich seine Maitresse, die gutmüthig-einfältige Elisabeth Woronzow, welche der Frau ihres Liebhabers bald sehr bedeutende Dienste leisten sollte.

Der Großkanzler Bestuschew nämlich trug sich, seitdem er mit Katharina politisch sich verständigt hatte, mit dem Gedanken, die Zarin so oder so dahin zu bringen, ihren Neffen Peter von der Thronfolge auszuschließen und diese an ihren officiellen Großneffen Paul unter Vormundschaft von dessen Mutter zu übertragen. Ein gefährliches Erkranken der Zarin schien diesem Plan noch eine schnellere

und weniger umständliche Verwirklichung zu sichern, d. h. Bestuschew und seine Koterie wollten im Falle von Elisabeths Tod ohne weiteres Paul als Zaren und die Großfürstin als Regentin ausrufen. Allein unverhofft genas die Zarin wieder und erfuhr, was im Werke gewesen. Im höchsten Zorn entsetzte sie Bestuschew seines Ministerpostens und verwies die Großfürstin, deren Mitwissenschaft freilich nicht erwiesen wurde, weil der Großkanzler reinen Mund hielt, auf zwei Monate — vom Hofe. Diese Strafe war an und für sich um so leichter zu tragen, als Katharina in ihrer Zurückgezogenheit zu Oranienbaum durch den schönen Poniatowski getröstet wurde. Die Großfürstin setzte übrigens bei dieser Gelegenheit den Hebel in ihrer verwickelten Intrikenmaschine in Bewegung, welcher Elisabeth Woronzow hieß. Auf Betreiben der gutmüthigen Maitresse legte der unstäte Peter bei seiner Tante Fürsprache für seine Frau ein und Katharina durfte wieder zu Hofe kommen. Es wurde daselbst sogar eine allseitige Versöhnungsposse aufgeführt (April 1758).

Was dahinter war, sollte bald offenbar werden. Der Großfürst hatte unter andern wechselnden Launen auch die, mitunter den Eifersüchtigen zu spielen. So ließ er denn eines Abends den in der Verkleidung eines Koches zum Stelldichein mit der Großfürstin schleichenden Poniatowski aufgreifen und vor sich bringen. Nach etwelchen nicht sehr feinen Spottreden komplimentirte einer von Peters Zechgenossen den künftigen König von Polen mittels eines Fußtrittes ad posteriora zur Thüre hinaus [1]). Damit

---

1) Stanislaus August Poniatowski gehörte, die Talente abgerechnet, zu derselben Sorte von Menschen wie die hochselige Durchlaucht, der Herr Fürst von Metternich. Als dieser i. J. 1808 aus einer Audienz beim Kaiser der Franzosen weggegangen war, brach der derbe Marschall Lannes in ein wieherndes Gelächter aus und sagte in seinem Wachtstubenton zu Napoleon: „Ueber Karoline's Geschmack! — (Metternich machte bekanntlich dieser Schwester Napoleons und Frau Murats mit Erfolg den Hof.) — Ueber diese Hundedemuth und Nichtigkeit! Ich hätte ihm, während er mit dir sprach,

war aber das Abenteuer noch nicht zu Ende. Der närrische Peter erhob diesmal ein großes Spektakel. Der schöne Pole musste den Hof und Russland verlassen. Die Zarin sprach in halbnüchternem Zustande davon, die Großfürstin in ein Kloster zu sperren. Wieder setzte Katharina den vorhin genannten Hebel in fürbittende Bewegung und der arme dumme Hebel that seine Dienste. Die Maitresse beschwatzte den Großfürsten, seiner Gemahlin Verzeihung anzukündigen, was dieser wunderbaren Schauspielerin Gelegenheit gab, eine ihrer großen Scenen zu tragiren. Sie warf sich dem Gemahle zu Füßen und redete hinreißend schön von inniger Reue und ewiger Dankbarkeit. Ganz gerührt eilte der Großfürst zur Zarin, um auch von dieser Verzeihung für Katharina zu erlangen. Elisabeth, von Natur keineswegs dumm, sah viel heller als ihr Neffe; aber in ihrer Indolenz gewährte sie dessen Bitte und sagte nur warnend: „Du und deine Elisabeth Woronzow werden es zu bereuen haben, denn ich kenne Katharina.“ Ein prophetisches Wort! Man sieht, Branntweindünste vermögen zuweilen so viel wie jener aus der Kluft von Delphi aufgestiegene Dunst, welcher die Pythia orakeln machte.

Die Zarin duselte noch bis zum Ende des Jahres 1761 so hin. Die Großfürstin hätte bei ihr einen schweren Stand gehabt, falls Elisabeth in ihrem trägen Sinnentaumel die Dinge nicht hätte gehen lassen, wie sie eben gehen mochten. Auch hatte Katharina nicht versäumt, einen der letzten Beischläfer der Zarin, Iwan Schuwalow, zu ihrem Fürsprecher und heimlichen Bundesgenossen zu gewinnen. Ihre heimliche Bundesgenossenschaft mehrte sich überhaupt zu dieser Zeit bedeutend, und wenn es eine Partei am Hofe gab, welche dem Plane zustimmte, nach Elisabeths voraussichtlich baldigem Ausgange die Großfürstin als Vormünderin ihres Sohnes Paul zur Regentin von Russland zu erklären, so gab es auch eine andere,

---

von hinten einen Tritt geben können und du würdest vorne nicht das leiseste Zucken des süßen Mundes bemerkt haben.“

welche, die geheimsten Gedanken Katharina's besser errathend als jene, alsbald nach Erledigung des Zarenthrons die Großfürstin zur Selbstherrscherin aller Reußen gemacht wissen wollte. Das Haupt der ersten Partei war der Graf Panin, Oberhofmeister des jungen Großfürsten Paul, das Haupt der zweiten war Katharina selbst. Dem Haupte fehlten die Hände nicht und zwei äußerst thätige Hände hatte die ebenso kühne Streberin nach zarischer Selbstherrlichkeit als beispiellos schmiegsame Heuchlerin in der Fürstin Daschkow und im Gregor Orlow gefunden.

Katharina Daschkow hat Memoiren hinterlassen, aber man muß in denselben keine rücksichtslose Selbstschau zu finden erwarten; denn man findet in Wahrheit daselbst nur eine Apologie, die das wirkliche Bild der Fürstin nicht erkennen läßt. Sie war ein Weib von stürmischer Begehrlichkeit und von raschwechselnden Launen in ihren Wollüsten. Von Natur grobknochig und tatarisch wild, in ihrem Gebaren fahrig, grazienverlassen und husarenmäßig, übte sie doch vermöge der Ueberlegenheit und Keckheit ihres Geistes auf ihre Umgebung einen großen Einfluß. Sie war ganz die Frau, einer petersburger Orgie wildester Gattung vorzusitzen, und machte sich sicherlich ganz und gar nichts daraus, in Gegenwart ihrer männlichen Leibeigenen das Hemd zu wechseln oder noch Unaussprechlicheres zu thun, wie ja das in der russischen Großdamenwelt mitunter auch viel später noch Stil gewesen sein soll. Aber sie war zugleich eine echte Tochter der Epoche des Despotisme éclairé, d. h. mit Wissenschaft und Vorschritt kokettirend, umstürzerisch und vorwärtsdrängerisch gesinnt, dem Revolutionsmachen von oben herab mit Leidenschaft zugethan. Ein Kraftweib, daß sich zum Herrschen berufen glaubte und an diesem Hofe, wo Barbarei und Raffinement so wundersam in einander spielten, nothwendig eine große Figur machen musste.

Die Daschkow war der Großfürstin aufrichtig und aufopfernd zugethan, keine Frage; aber wenn sie sich mit der Illusion trug, mit und durch Katharina sich selbst zu

erhöhen, wenn sie wähnte, es würde ihre Bestimmung sein, die künftige Beherrscherin von Russland zu beherrschen, so war sie sehr im Irrthum. Sie glaubte die Großfürstin zu kennen und wußte doch nicht, daß die Falschheit dieser Frau unergründlicher sei als die tiefste Tiefe des Oceans. Wäre Schillers Fiesko i. J. 1763 schon gedichtet und in Petersburg bekannt gewesen, so hätte Katharina Daschkow eines unschönen Tages Gelegenheit gehabt, sich zu sagen, daß die bekannte Stelle vom Mohren, der gehen kann, nachdem er seine Schuldigkeit gethan, eine sehr sinnschwere Stelle sei. Alle erreichbaren Citronen auszupressen und die ausgepressten dann mit vollendeter Grazie oder auch mit vollendeter Rohheit wegzuwerfen, das ist ein Hauptgebot in dem Moralkodex dieser Welt, wo Dankbarkeit ein Traum, Redlichkeit eine Ideologie, Charakterfestigkeit eine Thorheit, das glückliche Verbrechen ein Verdienst und der Erfolg eine Tugend ist, die einzige allgemein anerkannte und verehrte Tugend.

Neben der Katharina Daschkow ist von einer weiteren Katharina zu sprechen, die in der Umgebung der Großfürstin Katharina einen großen Stand hatte. Ich meine die Kammerfrau Katharina Iwanowna Tscherekowskoja, unter deren Obliegenheiten die einer „Zuführerin“ die erste Stelle einnahm. Ihre Herrin konnte ohne Liebhaber nicht mehr leben; aber sie wusste auch die Wollust zu einer Kupplerin der Macht zu machen. Der vorhin genannte letzte Günstling der Zarin Elisabeth, Schuwalow, hatte einen Adjutanten, den Artillerieleutnant Gregor Orlow, welcher für den schönsten Mann Russlands galt. Die Fürstin Kurakin, Schwester Panins und Maitresse Schuwalows, hatte wie andere Damen des Hofes den schönen Orlow unwiderstehlich gefunden, allein der eifersüchtige Chef des jungen Officiers störte den Fortgang dieser Liebschaft, indem er Orlow aus seiner Umgebung entfernte. Die vielerfahrene und vielthätige Tscherekowskoja verschaffte nun dem schönen Müssigen ausreichende Beschäftigung, indem sie denselben der Großfürstin zuführte, die sich so

heftig in ihn verliebte, wie sie sich in seine Vorgänger verliebt hatte, ja noch heftiger.

Gregor machte seine Geliebte mit seinen Brüdern Alexei, Iwan und Fedor bekannt, die theils bei der Artillerie, theils in der Garde dienten und eifrige Werber für Katharina wurden. Alexei, ein Mann von herkulischer Gestalt, soll mit seinem Bruder Gregor dessen intimste Verrichtungen bei der Großfürstin getheilt haben. Thatsache ist, daß Katharina durch Gregor wiederholt in interessante Umstände versetzt wurde. Sie gebar ihrem Geliebten zuerst einen Sohn, welchen sie unter dem Namen Basil Gregorewitsch Bobrinski großziehen ließ und später mit Reichthümern überhäufte. Es war im Herbste des Jahres 1761, als sie mit genanntem orlowschen Liebespfande schwanger ging, und dieser Umstand war ein doppelt interessanter, insofern er verheimlicht werden musste, da der Großfürst längst allen vertraulichen Verkehr mit seiner Frau abgebrochen hatte. Das am Hofe umgehende Gemunkel machte auch die Zarin Elisabeth auf die Figur der Großfürstin aufmerksam und sie maß diese eines Tages mit Blicken, welche es Katharina räthlich erscheinen ließen, einen kranken Fuß zu bekommen, um nicht nöthig zu haben, sich anders als sitzend vor der Zarin sehen zu lassen. Hundert Jahre später würde sie dieses Auskunftsmittels nicht bedurft haben. Da hätte ja die gebenedeite Krinoline, welche in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts so viele physische und moralische Auswüchse zudecken musste, auch den orlowschen Segen zugedeckt.

5.

Am 24. December 1761 alten oder am 5. Januar 1762 neuen Stils endete die Zarin Elisabeth ihre Ausschweifungen, d. h. ihr Leben. Kaum war ihr Todesröcheln verstummt, so brachten die Großen des Reiches, die Mitglieder des Senats und des Synods, die Prälaten, Minister, Generale und Admirale dem Großfürsten-Thronfolger als nunmehrigem Zaren und Selbstherrscher aller Reußen ihre Huldigungen und Treuschwüre dar. Ohne die geringste Schwierigkeit bestieg Peter der Dritte den Thron seines Großvaters Peters des Ersten für die Dauer von — sechs Monaten und fünf Tagen . . . Armer Junge, wie stolz und machttrunken mag dir zu Muthe gewesen sein zur Stunde, da du zum erstenmal als Kaiser auftratest in der Uniform deines preobraschenskischen Garderegiments, in grüner Jacke mit rothem Halskragen und rothen Aufschlägen, in strohgelber Pattenweste und strohgelben Hosen, die sich in steife Gamaschen verloren; über der Brust das blaue Band vom Sankt Andreas, den langen preußischen Zopf im Nacken, zwei große, stark gepuderte Haarrollen an die Schläfen gekleistert, das Degengehenk über der Hüfte, den Hut auf preußische Manier übergestülpt, den altfritzigen Stock in der Rechten.

Sechsmonatkaiser, wahre dich! Reize nicht die, welche vor Zeiten Puppenspiele mit dir zu treiben genöthigt war. Sie hat seither andere Spiele gelernt und mischt schon zu einem die Karten, wo der Einsatz die Krone von Russland. Aber du hast, o neuer Zar, von den allnächtlichen Schleichgängen des schönen Orlow zu deiner Frau gehört und auch von der eigentlichen Beschaffenheit ihrer Fußkrankheit? Und du wirst zornig und stampfest im Gefühle deiner zarischen Allmacht wüthend auf den Boden und fuchtelst mit dem Stock in der Luft herum und fluchst wie ein Fuhrmann und schreist so laut, daß die gutmüthige dicke Elisabeth Woronzw schier darob

in Ohnmacht fällt: — „Soll untersucht werden, die saubere Schmiere, und wehe der verdammten .... (Wachtstubenausdruck) ... wenn sie schwanger! Ich lass' ihr die Haare scheeren und sie in einem Kloster vermauern.“....

Armer Peter, es wäre klüger gewesen, etwas weniger laut zu drohen und etwas schneller zu handeln. Der, welcher Katharina überraschen wollte, musste überhaupt früh aufstehen. Der Zar wollte seine Frau überraschen, aber er kam, wie Castéra erzählt, zu spät; denn „au moment où il entra dans la chambre de l'impératrice, il la trouva assise sur un sopha où elle avoit, quelques heures auparavant, été délivrée avec le secours d'Iwanowna du fardeau qui l'avoit mise dans le plus grand péril.“ Man kann sich denken, was für ein Schafsgesicht der düpirte Ehemann gegenüber der Virtuosin in der Verstellungskunst gemacht haben mag. Wahrscheinlich hat sie ihn gerade bei dieser Gelegenheit — denn sie wusste die Gelegenheiten zu fassen und auszunutzen — mit souveräner Superiorität behandelt. Das Betragen, welches er zunächst gegen sie einhielt, deutet darauf hin. Vom Haarabscheeren und vom Kloster war keine Rede mehr. Ebensowenig davon, womit sich der jetzige Zar als Großfürst früher wiederholt pralend gegen seine Zechgenossen herausgelassen, daß er, auf den Thron gelangt, den jungen Großfürsten Paul für einen Bastard und seine Ehe mit Katharina für nichtig erklären würde. Im Gegentheil, er that nicht das Geringste, die jetzige Würde seiner Frau als Zarin zu beeinträchtigen, sondern bezahlte vielmehr ihre sehr beträchtlichen Schulden, ohne nach den Ursachen derselben zu fragen, erhöhte ihr Einkommen und machte ihr ein bedeutendes Geschenk in Krondomänen.

Wenn er darauf rechnete, Katharina durch solches wohlwollendes Bezeigen zu gewinnen, so war das freilich eine arge Täuschung. Allein es heißt dem unglücklichen Manne nur Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn man sagt, daß sein Verfahren wohl gar nicht aus Berechnung entsprang. Peter besaß, seiner groteſk-korporalischen Ma-

nieren ungeachtet, eine Gutmüthigkeit, welche unendlich viel länger war als sein Verstand. Die erschreckliche Kürze dieses letzteren Artikels trat in dem Walten des neuen Zaren sofort zu Tage.

Es ist sicherlich eines der kläglichsten Schauspiele, auf dem Thron eines großen Reiches einen beschränkten, ungebildeten, querköpfigen und starrsinnigen Menschen zu erblicken, welcher alles umwandeln und umgießen will und mit dem besten Willen von der Welt nichts als Dummheiten zuwegebringt. Viele Maßregeln Peters zeugten von Gerechtigkeit und Humanität, selbst von Einsicht, aber alle verkehrten sich durch die Art, wie er sie zur Ausführung brachte, in ihr Gegentheil. Er hatte, wie schon früher bemerkt worden, nicht die entfernteste Idee, wie man die Russen behandeln müsste, und was noch schlimmer, er war taktlos genug, seine Verachtung für die Nation, deren Diadem er trug, ganz offen darzulegen. Vergebens sandte Friedrich der Große, dem, wie jedermann weiß, unermesslich viel daran gelegen sein musste, daß sein abgöttischer Verehrer Zar von Russland bliebe, Brief auf Brief mit weisen Rathschlägen. Der zarische Vergötterer Friedrichs war nicht der Mann, weise Rathschläge zu beachten, zu verstehen und zu befolgen. Und gerade seine in läppischen Aeußerlichkeiten aufgehende Borussomanie wurde bekanntlich einer der Sargnägel Peters des Dritten. Wie musste es, um nur eine dieser Thorheiten anzuführen, die hochmüthigen Russen, welche noch vor kurzem mit den Waffen in der Hand in die preußische Hauptstadt eingezogen waren, erbittern, daß ihr Zar, als ihm König Friedrich das Patent eines preußischen Generals schickte, vor Freude darüber ganz närrisch that und von da an fast nur noch preußische Uniform trug.

Falls dem klügsten und gewandtesten Menschen die Aufgabe gestellt worden wäre, binnen kürzester Frist alle Klassen der russischen Gesellschaft vor den Kopf zu stoßen, hätte er diese Aufgabe nicht gründlicher lösen können, als der arme Peter that. Er verfeindete sich, mitunter gerade

aus löblichsten Absichten, die Höflinge, den Adel, die Geistlichkeit, die Armee und das Volk. Alle seine Pläne wurden durchkreuzt, alles schlug zu seinem Unstern aus. Er wollte einen russischen Friedrich den Großen vorstellen und war doch nur Peter der Kleine von Holstein. Nicht ganz ohne Grund meinte er, die Russen müssten und wollten in der Manier Peters des Ersten traktirt sein; der Fehler war nur, daß seine deutsche Krautjunkernatur dieser Manier niemals auch nur annähernd sich zu bemächtigen vermochte. Was half es ihm, daß er den klugen, tapfern, in russischen Verhältnissen ganz heimischen Feldmarschall Münnich aus dessen sibirischem Exil zurückberufen und in seine Umgebung gebracht hatte? Nichts, denn er befolgte Münnichs Rathschläge so wenig wie die des Königs von Preußen.

6.

Es konnte nicht lange währen, so musste jeder Hellsichtige erkennen, daß der Zar ein verlorener Mann. Jeder Tag, jede Stunde mehrte die Zahl der Unzufriedenen und genau in dem Verhältniß, in welchem die Anzahl der Feinde Peters wuchs, nahm die Anzahl der Freunde Katharina's zu. Bald war, die nächste Umgebung des verblendeten Mannes ausgenommen, der Wunsch nach einer Veränderung allgemein und schwebte das Vorgefühl einer Katastrophe in der Luft.

Ob sich Katharina alle Möglichkeiten derselben klar gemacht, oder, deutlicher zu sprechen, ob sie den Gedanken fest ins Auge gefasst, daß sie über den Leichnam ihres Gemahls wegschreiten müsste, um zum Throne zu gelangen, ist weder mit Bestimmtheit zu bejahen, noch mit Sicherheit zu verneinen. Möglich, daß sie dem Grafen Panin Glauben schenkte, welcher sie und sich selbst mit der Meinung täuschte, man könnte sich Peters entledigen, ohne daß es

eines Mordes bedürfen würde. Unzweifelhaft sicher ist aber, daß Katharina im Sommer 1762 die Zeit gekommen glaubte, „wo sie als Retterin des Staatswohls erscheinen müsste“, und nicht weniger sicher ist auch, daß diese Frau, obgleich von Natur keineswegs grausam, ihr Lebenlang vor keinem Mittel zurückschrak, Hindernisse auf ihrem Wege zu entfernen. Es wäre die lächerlichste Sentimentalität von der Welt, wollte man annehmen, die „Semiramis des Nordens“, welche durch ihre Suwarow, Potemkin und Repnin ganze Völker erbarmungslos zu Boden stampfen ließ, während sie mit Voltaire und Diderot über Probleme der Humanität briefwechselte oder in der Eremitage zu Zarsko-Selo ihre berüchtigten „parties fines“ feierte, hätte sich große Skrupel gemacht bei dem Gedanken, einem Manne, der ihr nichts war und nie etwas gewesen war, könnte bei seiner gewaltsamen Entfernung vom russischen Thron etwas Russisches zustoßen.

Die Verschwörung gegen den Zaren wurde so zu sagen bei hellem Tag und bei offenen Thüren betrieben: man wusste ja, mit wem man zu thun hatte. Graf Panin und die Daschkow wühlten in den Salons, die Brüder Orlow in den Kasernen, wohin übrigens auch die genannte Fürstin kam, um für Katharina zu weibeln und zu werben. Eingeweihte und thätige Verschwörer waren ferner der Piemontese Odart, Geheimschreiber der Zarin und für Geld zu jeder Schurkerei willig, der verworfene Staatsrath Teplow, der Generalprokurator Glebow, der Oberst Alsufiew, der Hauptmann Bibikow, der Hauptmann Passek. Als sehr eifriger Arbeiter — („un très grand ouvrier“ nennt ihn der Bericht eines diplomatischen Agenten) — für die Zwecke der Verschworenen that sich der Erzbischof von Nowgorod, Setschin, hervor. Er war das Band, an welchem Katharina die russische Geistlichkeit gängelte. Der französische Gesandte unterstützte das Komplott mit Geld, da es seinem Hofe höchst erwünscht sein musste, wenn Peter der Dritte, d. h. die preußenfreundliche Politik in Rußland stürzte.

Alle die angedeuteten Machenschaften, insbesondere die

Verführung der Soldaten, wurden, wie gesagt, so offen betrieben, daß jedermann die Gefahr sah, in welcher Peter der Dritte schwebte, ihn selbst ausgenommen. Von Berlin kam eine dringliche Warnung. Vergebens. Der Oberst Budberg, welchen man für die Verschwörung hatte gewinnen wollen, unterrichtete den Zaren davon. Umsonst. Starrsinnig behauptete der unglückliche Mann, es existirte kein Komplott, und als er sich endlich auf flehentliches Bitten seiner Freunde herbeiließ, seinen Adjutanten Persiliow auf Kundschaft zu den Orlows zu schicken, trug das nur zur Bestärkung seiner Verblendung bei. Denn die Orlows merkten unschwer die Absicht des beschränkten und leichtblütigen Persiliow und benützten diesen meisterhaft, seinen Herrn noch mehr in Sicherheit einzulullen, in eine Sicherheit, die so groß war, daß Peter bekanntlich unmittelbar vor seinem Sturze alles Ernstes sich mit dem Gedanken trug, die Karte von Europa in seiner Manier zu „korrigiren“, und alle Vorbereitungen getroffen hatte, sich an die Spitze einer Armee zu stellen, welche zunächst gegen Dänemark bestimmt war.

Während er so den Träumen einer kindisch-phantastischen Politik lebte, trafen seine Frau und ihre Anhänger die letzten Vorbereitungen, den großen Schlag zu führen. Am 7. Juli eröffnete sich Panin dem Grafen Rasumowsky, Hetman der Kosaken, und dem Fürsten Wolkonski, Oberst der Garde zu Pferde. Beide, wie auch der General Betzkoi, traten der Verschwörung bei. Gerade an diesem Tage ereignete sich aber ein Zwischenfall, der das ganze Unternehmen hätte zunichte machen können. Der Hauptmann Passek, ein roher Trunkenbold, welcher sich schon wiederholt erboten hatte, den Zaren zu ermorden, sprach in der Trunkenheit ganz laut von der bevorstehenden Palastrevolution. Das brachte ein Soldat, der von Passek misshandelt worden war, zur Anzeige und der Hauptmann wurde am 8. Juli verhaftet. Wenn er freiwillig oder durch die Tortur bestimmt plauderte? Dann war alles verloren, falls man nicht das Prävenire spielte. Panin sah das vollkommen ein

und beschloß sofort den zündenden Funken an die Leitfäden der längst geladenen Minen zu bringen. Noch entschiedener trieb die Daschkow zur Eile. Sie, von welcher ein aus Petersburg vom 12. März 1763 datirter englischer Gesandtschaftsbericht sagt, daß sie kühn gewesen „über den männlichsten Muth hinaus und von einem Geiste, der fähig, das Unmögliche zu unternehmen, um irgendeine ihrer Leidenschaften zu befriedigen“ — bestimmte namentlich die Orlows, welchen im entscheidenden Augenblicke der Muth versagen wollte, zu unverweiltem Handeln.

7.

Der Zar befand sich in der Sommerresidenz zu Oranienbaum, die Zarin zu Peterhof. Dahin sandte Herr von Panin, nachdem er alle Führer der Verschwörung benachrichtigt und auf ihre verschiedenen Posten verwiesen hatte, in der Nacht vom 8. auf den 9. Juli den Alexei Orlow mit einer sechsspännigen Miethkutsche, die Zarin heimlich in die Hauptstadt zu holen, wo alles vorbereitet wurde, um sie, wie Panins Plan war, zur Regentin während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Paul auszurufen. Die Vollziehung von Alexei's Auftrag wurde durch den Umstand erleichtert, daß Katharina nicht im Schlosse von Peterhof wohnte, sondern in dem am Ende des Parkes stehenden Pavillon Monplaisir. Sie wusste nicht, daß die entscheidende Stunde geschlagen hätte. Vorgestern noch hatte sie ihren Gemahl in Oranienbaum besucht und war mit großen Ehren empfangen worden. Gestern hatte sie sich mit dem Zaren bei einem Feste getroffen, das ihnen der Feldmarschall Rasumowsky, Bruder des Hetmans, zu Gostiliz gegeben. Von diesem Feste zurückgekehrt, hatte sie sich zur Ruhe begeben, als gegen 4 Uhr in der Frühe der mit dem Wege zu ihrem Schlafzimmer wohlbekannte Alexei Orlow die

Schlafende mit den Worten weckte: „Eilen Sie! Es ist kein Augenblick zu verlieren."

Sie zauderte auch nicht einen Moment, sondern warf sich in die Kleider und in die harrende Kutsche. Neben ihr saß ihre getreue Tscherekowskoja, Orlow fuhr vom Bock aus den Wagen, hintenauf stand der Ofenheizer und nachmalige Geheimrath Schkurin und nebenher ritt der Hauptmann Bibikow. Zwischen 6 und 7 Uhr Morgens langte Katharina bei den Gardekasernen zu Petersburg an, wo Gregor Orlow ihr entgegentrat und sie benachrichtigte, daß alles fertig und bereit sei. Die Garderegimenter strömten herbei und ließen sich von der großen Zauberin bezaubern. Um 9 Uhr war sie in der kasan'schen Kirche, wo der Erzbischof Setschin mit seiner Geistlichkeit in pontificalibus sie erwartete. Das Tedeum, ohne welches es ja bei keinem welthistorischen Verbrechen abgeht, wurde angestimmt und darauf Katharina durch Setschin nicht, wie Panin gewollt, zur Vormünderin und Regentin, sondern, wie Gregor Orlow und die Daschkow wünschten, zur Selbstherrscherin von Russland ausgerufen.

So war Katharina, noch bevor sie draußen in Peterhof vermisst wurde, souveräne Kaiserin geworden. Der ehr- und herrschsüchtige Traum der kleinen fünfzehnjährigen Prinzessin von Zerbst war erfüllt: sie war jetzt „l'impératrice souveraine de Russie, de son propre chef." Nie ist ein verwegenerer Traum glänzender in Erfüllung gegangen. Noch an demselben 9. Juli 1762 ließ sie ein Manifest an die Völker ihres unermesslichen Reiches ausgehen, worin sie sich als „Wir von Gottes Gnaden Katharina die Zweite, Kaiserin und Selbstherrscherin aller Reußen" ankündigte und aussprach, daß sie „zur Rettung des gefährdeten orthodoxen Glaubens und zur Wahrung der bedrohten Staatsehre Russlands" von der Krone Besitz ergriffen habe. Die Revolution hatte bislang keinen Tropfen Blutes gekostet, denn in ganz Petersburg rührte sich kein Finger für den rechtmäßigen Herrscher, dem vor nur sechs Monaten Alle Treue geschworen hatten. Niemals vielleicht hat

sich auf der einen Seite die Kühnheit des Verbrechens und auf der andern die Niederträchtigkeit der Menschen schamloser geoffenbart als bei dieser Haupt- und Staatsaktion, welche von so unberechenbarem Einfluß auf die Geschicke Europa's werden sollte. Katharina hatte Erfolg, folglich hatte sie Recht. Ein andere Logik gilt nur in Schulbüchern, nicht aber im Leben . . . .

Alle die Einzelnheiten, wie Katharina sich am 9. und 10. Juli der Macht bemächtigt und sich darin festgesetzt hat, brauche ich nicht zu erzählen. Genug, alle Welt beeilte sich, ihr zu huldigen und zu schwören. Sie wusste ohne Zweifel diese Schwüre nach ihrem wahren Werthe zu taxiren, aber sie wusste auch einen Bruch derselben zu verhindern. Sie sorgte bloß, daß sie im Besitze der Gewalt bliebe; damit war alles gethan. Doch nein, noch nicht alles. Denn da draußen in Oranienbaum befand sich ein widerwärtiger Gegenstand, genannt Peter der Dritte, der so oder so beseitigt werden musste. Die Orlows und Teplows waren nicht die Leute, etwas halb zu thun. Der arme Peter! Er hatte die letzten Tage in gewohnter Weise mit Soldatenspielen, Zechen und Rauchen verbracht. Sein Erstaunen, als er durch den Staatsrath Bressan die erste Kunde von den Vorgängen in Petersburg erhielt, war gränzenlos und er begriff seine Lage gar nicht. Statt den Rath des alten Münnich zu befolgen, welcher wollte, daß der Zar mit seinen holsteinischen Garden sofort gegen die Hauptstadt marschirte, schickte er den Kanzler Woronzow dahin mit dem Auftrag, der Kaiserin seine Verwunderung über das Vorgefallene auszudrücken und sie und ihre Anhänger zur Rückkehr zu ihrer Pflicht aufzufordern. Natürlich lachte man dem Boten ins Gesicht, welcher als kluger Mann von Petersburg aus dem Zaren schrieb, er fände sich veranlasst, dem „Willen der Nation ebenfalls nachzugeben und der Souveränin zu huldigen, die sich thatsächlich im Besitze des Thrones befände". Die Ratten also verließen eine nach der andern das sinkende Schiff. Ein schwachmattischer Versuch Peters, sich in Person der Seeburg Kron-

stadt zu bemächtigen, schlug gänzlich fehl. Er fand keinen Einlaß, da ein Sendling der Zarin die Festung bereits für diese in Besitz genommen hatte, und rath- und thatlos kehrte Peter nach Oranienbaum zurück. Der brave Münnich gab noch den Rath, der Zar sollte nach Pommern eilen und an der Spitze der dort stehenden russischen Armee nach Russland zurückkehren. Umsonst. Der Zar war nicht der Mann, die Krone zu behaupten; er war ja nicht einmal der Mann, sie mit Würde zu verlieren. Bei der ersten Nachricht von dem Untergange Peters soll Friedrich der Große geäußert haben: „Ich bin gewiß, daß dieser Fürst mit dem Schwert in der Hand gestorben ist.“ Wäre diese Aeußerung historisch, so würde sie beweisen, wie sehr auch tiefe Menschenkenner mitunter fehlschießen.

Nein, der arme Peter ist nicht so heldisch gestorben.... Nachdem Katharina in der Hauptstadt die nöthigen Anordnungen getroffen, setzte sie sich am Nachmittag des 10. Juli mit den Garden nach Peterhof in Marsch, um den in dortiger Gegend spukenden Kaiserschemen zu bannen. Mit 15,000 Mann zog sie zu diesem Zwecke aus, begleitet von der Daschkow und andern ihrer Getreuen. In der Uniform der Fußgarde ritt sie auf einem weißgrauen Tigerhengst an der Spitze der Truppen, um die Brust das Band des Andreasordens, auf den fliegenden Haaren einen Soldatenhut mit einem Eichenzweig, den Degen an der Seite. In dem Augenblicke, wo sie zu Pferde stieg, bemerkte ein junger Fahnenjunker der Reitergarde, daß der Degen der Kaiserin ohne Porte d'Epée sei. Er nestelte das seinige los, ritt vor und bot es ihr dar. Sie nahm es lächelnd an und die Erscheinung des jungen Mannes von athletischem Bau und wildschönen Zügen prägte sich ihr tief ein. Er hieß Potemkin und sollte eines Tages als Liebhaber und Tyrann Katharina's der Schrecken von halb Europa werden.

In Peterhof angelangt, fand die Zarin daselbst ein Schreiben von ihrem Gemahle vor, worin er ihr anbot, sie zur Mitregentin anzunehmen. Als Antwort auf diese Lächerlichkeit ließ sie ihm durch Michael Ismailow, Gregor

Orlow und den Fürsten Galizyn nach Oranienbaum sagen, er sollte eine förmliche Thronentsagungsurkunde, deren Entwurf sie ihm schickte, eigenhändig abschreiben und unterzeichnen. Ismailow richtete diese Botschaft kurzweg aus und der arme Schwächling war bereit, alles zu thun, was man von ihm haben wollte. Indessen machten ihn die für ihn über alle maßen schimpflichen und demüthigenden Ausdrücke, in welchen das Dokument abgefasst war, doch einen Augenblick stutzig.

Dies benützte der alte Münnich zu einer letzten Mahnung: — „Sie haben noch 600 treuergebene holsteinische Soldaten hier. Wenn Sie nicht als Kaiser zu leben wissen, so zeigen Sie wenigstens, daß Sie an der Spitze derselben als Kaiser zu sterben wissen.“ Der alte Krieger hatte gut reden; Peter besaß nicht mehr Muth als ein Hase. Das erkannte Ismailow klärlich und sagte keck zu dem Muthlosen: „Thun Sie, was Sie wollen; aber einstweilen verhafte ich Sie im Namen der Kaiserin.“ Der Jammermann gab seinen Degen ab, setzte sich, schrieb die Abdankungsurkunde ab und unterzeichnete sie. Dann wurde er mit seiner Maitresse Elisabeth Woronzow, die ihm treu blieb bis zuletzt, in eine schmutzige alte Kutsche gesetzt und nach Peterhof geschafft. Der Fahnenjunker Potemkin kommandirte die Eskorte. Als der entthronte Zar durch die Reihen der um Peterhof aufgestellten Truppen fuhr, begrüßten sie ihn mit den Ruf: „Es lebe Katharina die Zweite!“

Während diese in dem einen Flügel des Schlosses eine prunkvolle Cour abhielt, wurde ihr Gemahl in dem andern der unwürdigsten Behandlung unterworfen. Man riß ihm bei offenen Thüren den Andreasorden und die Uniform ab und ließ ihn barfuß und im Hemde dem Hofgesindel zur Schau dastehen. Herr von Panin ging zu dem Unglücklichen und hat später erzählt: „Ich rechne es zu den Unglücksfällen meines Lebens, daß ich genöthigt gewesen, ihn zu sehen. Ich fand ihn Thränen vergießend, und während er meine Hand zu ergreifen suchte, um sie zu küssen, warf

sich seine Maitresse auf die Kniee, um die Gnade zu erbitten, bei ihm bleiben zu dürfen." Es ward ihr verweigert. Elisabeth Woronzow wurde in einem verschlossenen Wagen nach Moskau abgeführt. Den entthronten Peter packte man zwischen zwei Officiere in eine Kutsche und schaffte ihn nach dem Lustschlosse Ropscha.

Am folgenden Tage hielt Katharina einen triumphirenden Einzug in Petersburg. An ihrer Seite ritt Gregor Orlow, der jetzt nur noch einen Schritt von seinem Ziel, der Gemahl seiner kaiserlichen Geliebten zu werden, entfernt zu sein glaubte. Eine Reihe von rauschenden Festlichkeiten begann. Die stumpfnüstrige Menge jubelte, die Popen psallirten, die Soldaten schwammen im Branntwein. Die große Verbrecherin überschüttete ihre Mitschuldigen mit Würden, Titeln, Orden, Rubeln und „Seelen". Die Orlows wurden gegraft, Gregor ward General, Herr von Panin Premierminister. So ist die Gerechtigkeit der Welt.

8.

Aber aus all dem Festglanz tauchte immer wieder, einem bei hellem Tage umgehenden Gewissensbisse gleich, die Gestalt des armen Peters auf, welchen man vom Zaren aller Reußen zum Herzog von Holstein degradirt hatte. Bewacht durch eine Anzahl von Officieren und Unterofficieren, auf welche die Orlows unbedingt sich verlassen konnten, saß er draußen in Ropscha, der Abreise nach Holstein gewärtig. Denn trotz alledem, was vorgefallen, und trotzdem sogar, daß man dem demüthig Bittenden, man möchte ihm eine Bibel und seine Geige geben und seinen Mohren und seinen Lieblingshund zu ihm lassen, einen höhnisch-abschlägigen Bescheid gab, war er weit entfernt, aus den drohenden Prämissen seiner Erlebnisse den letzten

tragischen Schluß zu ziehen. Eingewickelt in seine Bornirtheit, machte er vielleicht Pläne, in seiner Weise daheim seine Holsteiner zu beglücken, da sich die undankbaren Russen nicht von ihm hatten beglücken lassen wollen, und vertrieb sich vorderhand die Zeit damit, daß er mit Kreide Um- und Aufrisse von Schanzen und Festungen auf seinen Tisch zeichnete. Kein Zweifel, der entthronte Zar hätte sich unschwer darein gefunden, in irgendeiner einigermaßen wohnlich eingerichteten Festung den Rest seines Daseins zu verbringen und statt wie bisher mit lebendigen mit bleiernen Soldaten zu spielen.

Es war aber anders beschlossen, denn es gab Leute, deren belastetem Gewissen diese harmlose Existenz als eine ungeheuer-bedrohliche erschien. Die Orlows wollten Peters Tod und auch dem kühl rechnenden Panin mag derselbe als eine politische Nothwendigkeit sich dargestellt haben. Möglich, daß der Minister, wie eine unserer Quellen will, nach einem Mittel suchte, um die „Inkonvenienz“ zu vermeiden, die stattgehabte Palastrevolution mit einem Morde zu krönen. Allein man ließ ihm nicht Zeit, ein solches Mittel ausfindig zu machen. Waren doch schon ein Dutzend oder mehr Hände ausgestreckt, deren Eigenthümer sich kaum mehr daraus machten, den entthronten Zaren zu tödten, als sie sich daraus gemacht hätten, ein Kaninchen umzubringen. Dem größten Lügner der Weltgeschichte, Napoleon dem Ersten, ist einmal begegnet, eine Wahrheit auszusprechen, — damals, als er von den Russen sagte: „Soulevez l'épiderme et vous trouverez le tatare.“ Ob die gefirnißten Tataren, die Orlows, ihren Mordplan von Anfang an der Zarin mitgetheilt haben, sei es mittels blanker Worte, sei es mittels Winken, ob Katharina damit einverstanden gewesen, darüber wird sich wohl niemals ein urkundlicher Beweis führen lassen. Was aber feststeht, ist, daß sie nichts, entschieden nichts gethan hat, um das Entsetzliche zu hindern. Vollends ganz lächerlich wäre die Annahme, eine Frau von so durchdringender Verstandesschärfe habe sich nicht vorzustellen vermocht, wie das am

9. Juli in Scene gegangene Stück, dessen Hauptperson sie selber war, enden könnte, enden müsste.

Wäre bei solchen Thaten überhaupt eine Entschuldigung zulässig, so konnten die Orlows und ihr Anhang für sich anführen, daß es gleich gefährlich scheinen musste, den abgesetzten Zaren nach Holstein heimzuschicken oder denselben als Gefangenen in Russland zu behalten. Denn in beiden Fällen war die Möglichkeit einer Gegenrevolution denkbar, wenigstens für Leute, welche Grund hatten, zu befürchten, man würde die von ihnen gebrauchten Mittel bei Gelegenheit gegen sie selbst in Bewegung setzen. Endlich musste die feste Absicht des Gregor Orlow, der legitime Gemahl Katharina's zu werden, jedes etwaige Bedenken beseitigen. Gregor Orlow dachte, was der Konventsmann Barrère dreißig Jahre später aussprach: „Nur die Todten kommen nicht wieder." Der Tod Peters war beschlossen und Alexei Orlow setzte mit so zu sagen tatarisch-barbarischer Offenheit die Ausführung ins Werk.

In der Morgenfrühe des 17. Juli ritt Alexei nach Ropscha. Er hatte eine Flasche vergifteten Burgunders in seiner Satteltasche, denn der entthronte Zar liebte Burgunder vor allen übrigen Weinen. Den athletischen Mordgesellen begleiteten sein Bruder Gregor[1]), Teplow, Fürst Borjatinski der jüngere und der Schauspieler Wolkow. Nach ihrer Ankunft zu Ropscha wurden noch Fürst Borjatinski der ältere, der Sergeant Engelhardt und zwei Gardesoldaten in das beabsichtigte Unternehmen eingeweiht. Einer Nachricht zufolge soll auch Potemkin mit von der Partie gewesen sein, was sich aber keineswegs feststellen lässt. Waren doch der handelnden Mitspieler in dem kurzen Schauerdrama ohnehin genug. Alexei Orlow und Teplow gingen zu Peter hinein, der in seinem Schlafrock am Tische

1) Die Anwesenheit Gregors in Ropscha ist nicht mit völliger Sicherheit zu behaupten, indem ein sonst ziemlich verlässlicher Bericht angibt, der gemeinte Gregor wäre nicht Alexei's Bruder dieses Namens gewesen, sondern sein Vetter Gregor Nikititsch Orlow.

saß und zeichnete. Sie sagten dem Unglücklichen, daß sie gekommen, ihm anzuzeigen, er würde bald in Freiheit gesetzt werden, und erbaten sich die Erlaubniß, sammt ihren Begleitern mit ihm zu speisen.

Der erhaltenen Nachricht froh, gibt der arme Peter von Herzen seine Einwilligung. Der Tisch wird gedeckt und man setzt sich zur — Henkersmahlzeit, um dieselbe mit Wachtstubenspässen zu würzen, wie der entthronte Zar sie liebte und zu hören gewohnt war. Er bemerkte nicht den in den Augen seiner Gäste lauernden Mord. In aufgeheiterter Stimmung fordert er sein burgundisches Lieblingsgetränk. Alexei Orlow macht ein Zeichen, die vergiftete Flasche wird hereingebracht und das Glas Peters daraus gefüllt. Er leert es, aber der Giftbeisatz ist so stark, daß die Wirkungen augenblicklich eintreten und der verlorene Mann spürt, was er getrunken. Er bricht in Klagen aus und schreit nach Milch. Seltsam zu sagen, die Mordbande wehrt der Anwendung dieses Gegengiftes nicht: so wahr ist es, daß selbst Frevler vom Schlage der Orlows zuweilen stutzig werden, wenn es sich darum handelt, den Punkt auf das i der Missethat zu setzen.

Der Vergiftete schlang hastig die begehrte Milch hinunter und die Folge hiervon war ein heftiges Erbrechen. Während er sich auf seinem im Zimmer stehenden Bette wand, ging Alexei mit seinen Gesellen hinaus, zu berathen, was jetzt zu thun wäre. Rasch wurden sie schlüssig, mit Arm und Hand zu vollenden, was das Gift zu thun übriggelassen. So treten sie wieder zu dem Entthronten herein und es hebt eine Scene an, mit welcher verglichen die Hinrichtung Ludwigs des Sechszehnten den feierlichen Eindruck einer griechischen Tragödie macht, — eine Scene, von welcher nur in der russischen Geschichte ein zweites Beispiel vorkommt.

Alexei Orlow und Teplow werfen sich mitsammen auf den armen Peter und der erstere packt ihn an der Kehle. Peter springt auf, fährt seinem Angreifer mit den Nägeln ins Gesicht und kreischt ihm zu: „Was hab' ich dir zu

Leide gethan?" Wider alles Vermuthen wird Alexei durch diesen Vorwurf so betroffen und verwirrt, daß er sein Opfer losläßt und in rathloser Unschlüssigkeit im Zimmer herumläuft. Aber jetzt greifen die übrigen Mitglieder der Bande zu. Man wirft den Zaren auf das Bett und sucht ihn mittels der Kissen zu ersticken. Er vereitelt diesen Versuch, indem er mit Händen und Füßen einen verzweifelten Widerstand leistet. Die Mörder zerren den Verlornen vom Bette weg auf einen Lehnstuhl und suchen ihn da zu erwürgen. Er kämpft mit Wuth um sein Leben. Sie werfen ihn zu Boden, halten ihm Hände und Füße fest, knieen, treten und stampfen ihm auf Brust und Unterleib herum. Der so Gemarterte hat nur noch den Mund frei und stößt ein gellendes Geschrei aus. Schrecklich muß es anzusehen gewesen sein, wie diese Rotte von Bösewichten gegen den einzelnen Mann ihre Kräfte mörderisch aufbot; noch schrecklicher zu sagen, daß von der längs der Fenster des Mordzimmers hinlaufenden Terrasse her mehrere Leute den gräßlichen Auftritt mitansahen und niemand dem armen Opfer zur Hilfe eilte. Doch ja, jemand that dies. Ein deutscher Wundarzt, Lüders geheißen, eilt auf das Hilferufen des Zaren herbei, wird aber von den beiden erwähnten Gardesoldaten sogleich wieder zur Thüre hinausgestoßen[1]). Man muß so oder so zu Ende kommen. Fürst Borjatinski der ältere rafft eine Serviette vom Tische, knüpft sie zu einer Schlinge und wirft sie dem Kaiser um den Hals. Noch etliche Minuten lang windet, krümmt und bäumt sich der Unglückliche unter den Fäusten und Füßen seiner Peiniger. Endlich zieht der Sergeant Engelhardt — sein Henkersdienst wurde nachmals mit dem Generalsrang belohnt — die Schlinge mit äußerster Gewalt zu und der Zar verröchelt.

So starb Peter der Dritte in der dritten Nachmittagsstunde des 17. Juli 1762. Als er todt, riefen die Mörder

---

1) Die beiden Gardisten wurden für ihre Mitwirkung beim Kaisermorde mit Geld und Officiersstellen belohnt, aber bald darauf, sagt man, gewaltsam aus dem Wege geräumt.

den Wundarzt Lüders herein, maßen „der Zar einen Blutsturz bekommen“. Der ehrliche Lüders zuckte die Achseln, betrachtete den Leichnam und sagte trocken: „Habe den Kaiser lange genug gekannt, um zu wissen, daß er nicht lange leben würde“. Alexei Orlow setzte sich zu Pferde und ritt spornstreichs nach Petersburg, der Zarin die Todeskunde zu bringen. Sie hatte ihren Abendcirkel um sich versammelt und war gerade im Erzählen einer pikanten Geschichte begriffen. Sie wusste pikante Geschichten so reizend zu erzählen! Alexei ließ sie herausrufen und theilte ihr in zweideutigen oder vielmehr für ihre Ohren unzweideutigen Ausdrücken mit, daß Peter „eines natürlichen Todes gestorben“. Worauf Katharina: „Daß dieser Todesfall auch gerade jetzt stattfinden musste! Was werden die Leute nicht alles darüber schwatzen! . . . Man rufe Panin“. Der Minister kam und rieth, den Tod des Zaren erst am folgenden Tage bekanntzumachen. Die Zarin ging zur Gesellschaft zurück, nahm ihre unterbrochene Geschichte wieder auf und erzählte dieselbe mit vollkommener Unbefangenheit und Heiterkeit zu Ende.

Ja, dieser großen Verbrecherin, welche Byron mit mehr Gerechtigkeit als Galanterie die „greatest of all sovereigns and whores“ genannt hat, stand Lächeln und Weinen gleichermaßen zu Gebote. Tags darauf, als man den Tod Peters veröffentlichte, zerfloß sie in Thränen. Sie war überhaupt in allem und jedem ein Genie des Despotismus. Daher die Geschicklichkeit, womit sie bei jeder passenden Gelegenheit die „göttliche Vorsehung“ als Deckfigur vor sich hinschob. So ließ sie am 18. Juli ein Manifest ausgehen, in welchem sie den Völkern Russlands verkündigte, „der gewesene Kaiser sei häufigen Anfällen von Hämorrhoidalkolik ausgesetzt gewesen und einem solchen Anfalle sei er, aller angewendeten Heilmittel ungeachtet, nach dem Willen Gottes erlegen“. Ferner: „Ich lade alle getreuen Unterthanen ein, dem verstorbenen Kaiser die letzte Ehre zu erweisen und für die Ruhe seiner Seele zu beten, zugleich aber diesen unerwarteten Todesfall als eine

Wirkung der göttlichen Vorsehung anzusehen, welche nach unerforschlichen Rathschlüssen Mir, Meinem Thron und dem Vaterlande die richtigen Wege anzeigt". .... Glaubt man nicht das voltaire'sch-kynische Hohnlächeln zu sehen, welches Katharina's Lippen gekräuselt haben muß, als sie dieses fromme Edikt unterzeichnete? Ach, mitunter, ja sehr häufig sogar fällt es einem doch recht schwer, die Weltgeschichte statt für eine Tragicomoedia humana nicht vielmehr für eine Tragoedia diabolica anzusehen.

9.

Im russischen Volke ging noch ein Dutzend Jahre lang die Sage um, Peter der Dritte wäre nicht gestorben, sondern hätte sich vor seiner Frau in die Verborgenheit geflüchtet, eine Sage, welche wesentlich in dem Umstand wurzelte, daß man nachlässig genug gewesen, die gebräuchlichen Seelenmessen für den gemordeten Zaren nicht lesen zu lassen. Wie bekannt, sind, auf diesen Volksglauben sich stützend, nach einander sieben falsche Peter aufgetreten, um sich als Peter der Dritte geltend zu machen, und einer dieser Abenteurer, Pugatschew, hat den Thron Katharina's ernstlich in Gefahr gebracht. Ihr wunderbares Glück ließ sie jedoch auch über diese wie über so viele andere Gefahren triumphiren. Es ist eine Thatsache, wohlgeeignet, das Nachdenken zu erwecken und zu einer düsteren Weltanschauung hinzuleiten, daß dieses schamlos lasterhafte Weib die Geschicke Europa's bestimmte, bis ihm eine noch dämonischere Macht, die französische Revolution, das Szepter aus der Hand wand.

Schamlos lasterhaft! Ein milderer Ausdruck wäre Verrath an der Majestät historischer Wahrheit. Die Mythen von der babylonischen Semiramis, die Sagen von der ägyptischen Kleopatra, Katharina die Zweite hat sie zur

Geschichte gemacht. Es geschah hier das Unerhörte: denn mit einer beispiellosen Rücksichtslosigkeit machte die Zarin die Befriedigung ihrer zügellosen Begierde zu einem Hauptmotiv des Staatslebens. Die Stelle eines Beischläfers der Zarin wurde zum ersten und obersten Staatsamt erhoben. Die wechselnde Besetzung dieses mit allen Mitteln der Intrike und Niederträchtigkeit erstrebten Amtes war eine förmliche Hof- und Staatsaktion, die ihr eigenes Ceremoniell hatte. Waren die Augen Katharina's auf einen jungen Mann gefallen, so wurde derselbe förmlich in seinen Beruf eingeschult. Rogerson, der Leibarzt der Kaiserin, und ihre vertraute Kammerfrau, die Pratassow, welche den bezeichnenden Beinamen „L'éprouveuse" führte, mussten mit dem Kandidaten das nöthige Examen vornehmen [1]). Fiel ihr Bericht günstig aus, so erschien am folgenden Tage die Zarin öffentlich am Arm eines jungen Menschen, welchen vielleicht gestern noch niemand gekannt hatte und dem heute schon ganz Russland zu Füßen lag. Und das ging so fort bis zum Tode Katharina's. Selbst in ihrem höchsten Alter noch zog sich die Zarin allabendlich angesichts des ganzen Hofes mit dem Günstling in ihr Schlafgemach zurück und häufig mussten ihr Sohn und ihre Enkel das mit ansehen. Nie, so lange die Welt steht, hat eine Frau die Verachtung weiblicher Würde und Schamhaftigkeit weiter getrieben. Es war gewiß nicht nöthig, die Ausschweifungen Katharina's noch zu übertreiben, wie man gethan hat. Ihre angeblichen Berauschungen in Wein und Branntwein, ihre Liebeshändel mit unterwegs aufgelesenen Soldaten und Lakaien sind

1) „An order from her majesty consign'd
Our young lieutenant to the genial care
Of those in office: all the world look'd kind,
As it will look sometimes with the first stare,
Which youth would not act ill to keep in mind,
As also did Miss Pratassow then there,
Named from her mystic office „l'Éprouveuse",
A term inexplicable to the Muse."

Don Juan, IX, 84.

schlecht ersonnene Fabeln. Auf der andern Seite ist es, wenn man das durchaus authentisch beglaubigte Günstlingswesen, wie es sich eingerichtet hatte, betrachtet, ziemlich unbegreiflich, wie etliche Geschichtschreiber behaupten konnten, Katharina hätte „stets einen gewissen äußern Anstand" beobachtet. Als richtig dagegen muß anerkannt werden, daß sie sich von ihren Günstlingen wohl betrügen, nicht aber, den einzigen Potemkin ausgenommen, beherrschen ließ.

Gregor Orlow behauptete sich zwölf Jahre lang in der Gunst seiner Gebieterin. Kaiser Josef der Zweite erniedrigte sich der Zarin zu gefallen so weit, diesen Menschen i. J. 1772 zum deutschen Reichsfürsten zu ernennen. Gregor erlag fast unter der Bürde seiner Würden und Orden. Er spielte mit Millionen wie mit Kieselsteinen, und um sein Amt bei der Kaiserin recht deutlich zu signalisiren, hatte er in ganz Russland allein das Recht, das Porträt derselben mit einem ungeheuern Diamant im Knopfloch zu tragen. Aber der Gemahl seiner Kebse wurde er doch nicht. Panin arbeitete dem entgegen und Katharina wollte Liebhaber, aber keinen Gemahl mehr. Sein gebieterischer Hochmuth ermüdete endlich die Kaiserin. Er wurde zunächst durch einen ganz unbedeutenden jungen Menschen Namens Wassiltschikow aus ihrem Bette verdrängt, dann nachhaltiger durch Potemkin. Gregor Orlow vermochte es nicht zu ertragen, nicht mehr die zweitgrößte Figur in Russland zu machen. Er fiel in Geisteszerrüttung und zuletzt in eine solche Raserei des Wahnsinns, daß er sich von seinem eigenen Auswurfe nährte, bis er i. J. 1783 starb. Alter hellenischer Sänger, du hast doch nicht ganz ohne Grund einen Hymnus an die Nemesis gedichtet [1]).

1) „Geflügelte Nemesis, du, des Lebens Entscheiderin,
Göttin mit ernstem Blick, Tochter der Gerechtigkeit,
Du, die der Sterblichen stolzschnaubenden Lauf
Mit ehernem Zügel lenkt
Und hasset ihren verderblichen Uebermuth!
Ringsum dein Rad, das immer bewegliche,
Spurlose, wendet sich um der Menschen lachendes Glück;

In Gregor Potemkin fand Katharina ihren Meister. Er überheuchelte die große Heuchlerin, um sie zu beherrschen. Nachdem er in der Revolution von 1762 eine untergeordnete Rolle gespielt, machte er unter Romanzow einen Feldzug gegen die Türken mit und kam zu Anfang des Jahres 1774 als Generalmajor nach Petersburg zurück. Die Zarin hatte den stattlichen, athletischen Fahnenjunker, welcher ihr am 10. Juli 1762, als sie sich an die Spitze der rebellischen Garden stellte, um dieselben nach Peterhof zu führen, sein Porte d'Epée geliehen, nicht vergessen und Potemkin seinerseits wusste in den meisterhaft berechneten Scenen einer förmlichen Komödie seiner Gebieterin eine Leidenschaft vorzuspielen, die nicht weniger ihrer Eitelkeit als ihrer Sinnlichkeit schmeichelte. Er trieb es so weit, daß er aus angeblicher Verzweiflung über die Kühnheit und Hoffnungslosigkeit seiner Liebe in ein Kloster ging — für etliche Tage.

Der Originalität eines derartigen Werbens vermochte Katharina nicht zu widerstehen. Schon im Mai 1774 ward der gute Wassiltschikow abgedankt und Potemkin zum Generaladjutanten erhoben. Bald officieller Günstling, trat er ganz offen mit seiner Absicht hervor, sich an die Spitze der Staatsgeschäfte zu stellen, und er erreichte diese Absicht; denn mit der Brutalität eines Mongolen die Schlauheit eines Fanarioten verbindend verstand er es, der Zarin zugleich Liebe und Furcht einzuflößen. Auch dann, als sie in der Folge seiner Umarmungen satt war, wagte sie nicht, den Bann seiner Tyrannei zu brechen. Er hinwieder war ganz zufrieden, seine Verrichtungen als Liebhaber bei der Kaiserin einzustellen, und diente unter dem Anschein, ihrer Herrschsucht zu dienen, seiner eigenen gränzenlosen Ehrsucht. Jedermann weiß, welche Phantasmagorieen von Eroberung und „Civilisation" Katharina von Potemkin wohlgefällig

---

Verborgen gehst du ihrem Fuße nach
Und beugst der Stolzen Nacken."

Mesomedes.

sich vorschwindeln ließ. Aber sie mag dennoch wie erlöst't aufgeathmet haben, als sie im Herbste von 1791 erfuhr, daß ihr langjähriger Despot auf dem Wege von Jassy nach Nikolajew in der Steppe gestorben sei.

Potemkin selbst hatte es übernommen, seiner kaiserlichen Maitresse Liebhaber zuzuführen. So den Sekretär Zavadovski, so den Husarenleutnant Zoritsch, einen Serben. Beide hielten nicht lange vor. Ebenso wenig der Sergeant Korsakow, der im wörtlichen Sinne aus der Wachtstube der Palastwache in das Bett der Zarin befördert wurde. Dieser junge Mensch war ungebildet wie ein Baschkir. Nach seiner Erhöhung wollte er in seinem prächtig eingerichteten Hause auch eine Bibliothek haben, weil alle vornehmen Leute solche hätten. Er ließ desshalb einen Buchhändler kommen und bestellte bei diesem eine große Masse von Büchern. „Aber was für welche?“ „Ei, das müssen Sie besser wissen als ich, denn das ist Ihre Sache. Große Bücher unten, kleine oben, wie die Kaiserin sie hat.“ Dieser Dummling wagte es auch, seiner kaiserlichen Geliebten untreu zu sein. Eines Tages erlebte Katharina den Verdruß, den Undankbaren auf ihrem eigenen Bette in den Armen ihrer schönen Ehrendame, der Gräfin Bruce, zu überraschen. Die Zarin, nur dann, aber dann auch unerbittlich grausam, wann es sich um Befriedigung ihrer unersättlichen Herrschsucht handelte, begnügte sich, die beiden Schuldigen vom Hofe zu verweisen.

Auf Korsakow folgte der schöne, sanfte, liebenswürdige Lanskoi, welchen Katharina von allen ihren Liebhabern am tiefsten und wahrsten geliebt hat. In der That, auf ihr Verhältniß zu Lanskoi darf das Wort Liebe ohne allzu große Entweihung angewandt werden. Potemkin wurde durch die Stärke dieser Neigung der Zarin ernstlich beunruhigt, so ernstlich, daß er Veranlassung zu dem Gerüchte gab, er hätte dem Günstlinge Gift beibringen lassen. Gewiß ist, daß der arme Lanskoi — freilich nicht arm in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, denn seine Geliebte hatte ihn so mit Geschenken überhäuft, daß er sieben Millionen Rubel und eine Unmasse von Juwelen hinterließ — ja,

gewiß ist, daß Lanskoi erkrankte und seine Krankheit rasch die bedrohlichste Gestalt annahm. Die Kaiserin wich nicht von seinem Lager und widmete ihm die zärtlichste Pflege. Als der Arzt bedenklich dreinschaute, sagte sie heftig zu ihm: „Dieser Mann darf nicht sterben, kann nicht sterben! Sie wissen nicht, welche Fülle von Lebenskraft er besitzt.“ Wahrscheinlich machte das Betonen dieser „Lebenskraft“ den Arzt innerlich lächeln, denn er wusste, daß Lanskoi durch den Gebrauch von Stimulantien seine Gesundheit ruinirt hatte. Der Kranke verschied unter furchtbaren Zuckungen in den Armen Katharina's. Sie verbrachte mehrere Tage in Verzweiflung, sprach davon, die Regierung niederzulegen, schwur, nie mehr zu lieben, und legte den Traueranzug einer Witwe an. Endlich drang Potemkin zu ihr und riß sie so zu sagen mit Gewalt aus der Hingabe an ihren Schmerz heraus. Doch geschah das Unglaubliche: das Amt eines Liebhabers der Zarin blieb ein volles Jahr lang unbesetzt.

Als das Jahr herum, wurde Yermolow der Nachfolger Lanskoi's, missfiel aber bald dem Ober-Günstling Potemkin und wurde auf dessen Geheiß entlassen. Die Stelle des Weggeschickten nahm der schöne Mamonow ein, allein er fand die sechzigjährigen Reize seiner kaiserlichen Geliebten auf die Länge nicht nach seinem Geschmack und hatte den Muth, ihr das deutlich genug zu verstehen zu geben, indem er ihr bekannte, daß er in eins der Ehrenfräulein Katharina's verliebt sei und das Mädchen heiraten möchte. Es will nicht wenig sagen, daß die Zarin diese empfindliche Verletzung ihrer bekanntlich kolossalen Eitelkeit großmüthig nur damit rächte, daß sie den Wunsch des Günstlings gewährte. Ja fürwahr, das will nicht wenig sagen, um so mehr, da Katharina auch als Sechzigerin noch beträchtliche Reste von Schönheit besaß. Ein Augenzeuge, welcher sie zu dieser Zeit häufig sah, sagt von ihr: „Sie war von mittlerem aber vollem Wuchse und keine andere Frau von ihrer Wohlbeleibtheit hätte sich so schicklich und anmuthig kleiden können wie sie. Ihre Haare waren immer mit

antiker Einfachheit und geschmackvoll geordnet und nie stand eine Krone einem Kopfe besser als dem ihrigen. Es war, als ob die Heiterkeit und das Zutrauen, welches sie einflößte, in ihrem engern Umgange Schäckerei, Jugend und Scherze um sie vereinigten. Ihr einnehmendes und vertrauliches Wesen versetzte alle, die bei ihr Zutritt hatten und ihrer Toilette anwohnten, in behagliche Stimmung. Sobald sie jedoch die Handschuhe angezogen hatte, um sich in die Staatsgemächer zu begeben, nahm sie eine ganz verschiedene Haltung und Stimme an. Die liebenswürdige und fröhliche Frau verwandelte sich plötzlich in die würdevolle, majestätische Kaiserin. Wer sie zum erstenmal sah, fand sie nicht unter seiner Erwartung und musste unwillkürlich ausrufen: „Ja, sie ist es, sie ist wirklich die Semiramis des Nordens!“ Gegen das Ende ihres Lebens zu ward indessen die Zarin unförmlich dick und schwollen ihr die Beine zu gestaltlosen Klumpen an.

In den Frühlingstagen von 1789 zischelten sich in den Sälen und Korridoren der Sommerresidenz Zarskoje-Selo die Höflinge den Witz in die Ohren: „Ihre Majestät, die Kaiserin, scheint mit der platonischen Liebe aufhören zu wollen.“ Damals nämlich wurde der aufrichtige Mamonow gerade durch den wohlgeformten, schönäugigen, geschmeidigen vierundzwanzigjährigen Gardeleutnant Platon Zubow ersetzt, der bis zum Tode Katharina's im Amte blieb.

Mit dem Platonismus war es freilich nicht weit her. Der ehrliche Masson, welcher die erschreckliche Unart besaß, die Dinge bei ihrem rechten Namen zu nennen, und nichts dafür konnte, daß er keine Gelegenheit hatte, bei einem berühmten deutschen Historiker unserer Tage in die Schule zu gehen, um die Kunst des Verränkelns, Verschweigens, Bemäntelns und Schönfärbens zu lernen, berichtet in seinen Memoiren: „Plötzlich sah man die Kaiserin die Orgien, welche sie früher mit den Orlows gefeiert, wieder erneuern. Valerian, ein Bruder Zubows, jünger und kräftiger als er, und der stämmige Peter Soltikow wurden ihm beigesellt, um ihn auf einer Laufbahn abzulösen, auf welcher so schwer

ans Ziel zu kommen war. In der Gesellschaft dieser drei jungen Wüstlinge verbrachte die alte Katharina ihre Tage, während ihre Heere die Türken schlugen, sich mit den Schweden rauften und das unglückliche Polen verwüsteten, während ihr Volk in Elend und Hunger darbte und Erpressungen und Tyranneien aller Art preisgegeben war. Damals geschah es, daß sie sich einen engern, aus ihren Günstlingen und den vertrautesten Herren und Damen des Hofes bestehenden Kreis bildete, welcher sich wöchentlich zwei- oder dreimal zusammenfand und die „kleine Eremitage" hieß. Man kam oft maskirt zusammen, unterhielt sich vertraulichst, tanzte, führte von Katharina verfasste Proverbes auf, spielte allerhand Spiele und jede Art von Lustigmacherei war gestattet. Leon Narischkin spielte in diesem Kreise dieselbe Rolle, welche der (eulenspiegelische) Duc de Roquelaure am Hofe Ludwigs des Vierzehnten gespielt hatte, und Matrona Danilowna, eine wirkliche Närrin, welche die derbsten Unflätereien vorbrachte, war seine Gehilfin. Die fremden Gesandten, wenn sie in besonderer Gunst standen, wurden mitunter zugelassen. In der Folge bildete Katharina einen noch enger begränzten und geheimnißvolleren Cirkel, welcher die „kleine Gesellschaft" genannt wurde. Die drei genannten Günstlinge, die Gräfin Branicka, eine Nichte Potemkins, ferner die Pratassow und einige vertraute Frauen und Kammerdiener waren die einzigen Mitglieder. Hier war es, wo die nordische Kybele ihre geheimen Mysterien feierte."

10.

Vierunddreißig Jahre und vier Monate lang herrschte Katharina die Zweite. Den Schimmer und Scheinglanz ihrer Herrschaft hatte sie bis zum Ende in den Augen der Welt aufrecht zu erhalten vermocht. Sie wusste recht gut,

warum sie dem Voltaire und dem Diderot schmeichelte, denn sie kannte den unberechenbaren Einfluß, welchen das pariser Literatenthum damals auf die Meinung Europa's übte. Im Kreise ihrer Vertrauten nannte sie die Schöngeister, mit welchen sie briefwechselte und von denen sie sich beweihräuchern ließ, verachtungsvoll: „Meine Bestien".

Menschenverachtung ist überhaupt neben Wollust und Herrschsucht der vorragendste Charakterzug dieser merkwürdigen Frau gewesen und so, wie sie die Menschen kennen gelernt, so bereit, ihr zu dienen und zu huldigen, so niederträchtig, in alle ihre Launen und Wünsche einzugehen, so eifrig, auf ihr Geheiß zu lügen, zu betrügen und zu morden, hatte sie allerdings ausreichende Gründe, sie zu verachten. Grausam war sie, wie schon bemerkt, von Natur nicht. Aber wenn das, was sie ihre „Staatsraison" zu nennen beliebte, es forderte oder zu fordern schien, konnte sie trockenen Auges ganze Völkerschaften unter den Bajonnetten ihrer Heere verbluten sehen, und als in den ersten Jahren ihrer Regierung das Dasein des eingekerkerten legitimen Thronerben, des armen Iwan, ihr bedrohlich vorkam, zögerte sie keinen Augenblick, ihre Einwilligung zu geben, daß Mörder nach Schlüsselburg geschickt würden, welche den unglücklichen Prinzen im Schlafe überfielen und erwürgten. Katharina's ganzes Wesen und Walten hat etwas imponirend Kolossalisches, allein bei näherer Betrachtung verliert dieses Wesen und Walten seinen Nimbus und statt wirklicher Größe erblicken wir überall nur den Schein derselben. Es fehlt ganz und gar der sittliche Kern und Halt. Alles gemacht, verlogen, unsittlich, hohl und faul.

Zwar zu Anfang ihrer Regierung schien sie mit wirklichem Ernste daran gehen zu wollen, Russland auf die Bahn der Civilisation und des wirklichen Vorschritts zu lenken, und so lange sie sich des Rathes von Männern, wie der treffliche Sievers einer war, bediente, wurde manches für die Verbesserung der physischen und moralischen Verhältnisse des Volkes gethan oder wenigstens versucht.

Später aber wurde das alles beiseite gestellt, um alle Kräfte des Staats einer maßlosen Ehrsucht dienstbar zu machen, die sich als gewissenloseste Ländergier manifestirte, Europa verwirrte, um im Trüben zu fischen, und nach außen über verrathene, betrogene, zu Tode gequälte Völker brutale Triumphe feierte, während im Innern das eigene Volk dem erbarmungslosen Aussaugesystem einer in rasender Verschwendung sich gefallenden Günstlingswirthschaft preisgegeben war.

Diese Wendung zum Schlimmen ist entschieden eingetreten mit dem Tage, wo Katharina der Tyrannei Potemkins verfallen war, des Mannes, welchen das arme russische Volk seufzend den „Fürsten der Finsterniß“ nannte. Die Zarin, obgleich in ihrer Eitelkeit und Herrschsucht durch die riesenhaften Entwürfe und die tamerlan'sche Politik Potemkins höchlich geschmeichelt, sträubte sich freilich anfangs dennoch gegen das Joch, welches der wilde Kraftmensch ihr aufgelegt hatte, und machte sogar i. J. 1778 einen ernstlichen Versuch, dasselbe abzuschütteln. Sie ließ Alexei Orlow kommen, um die grollenden Orlows mit Potemkin zu versöhnen und diesem in jenen ein Gegengewicht zu geben. Allein der Versuch scheiterte, denn Alexei erklärte, wenn Katharina wollte, sollte Potemkin sofort aufgehört haben, zu leben; Versöhnung dagegen und Freundschaft mit dem verhassten „Dämon seiner Gebieterin“ wies er in seinem und seines Bruders Namen ein für allemal zurück. Von jetzt an ließ die Zarin Potemkin gewähren und wirthschaften, wie es ihm beliebte, zufrieden, wenn er sich nur enthielt, gar zu häufig und mit gar zu roher Hand in ihr Privatleben einzugreifen.

Bei seinem Tode war Katharina schon zu alt, zu dick, zu bequem, um noch eine Aenderung des verderblichen Systems zu versuchen, oder auch nur daran zu denken. Sie ließ jetzt den im Grunde ganz jämmerlichen Zubow schalten und walten, der ein Mensch ohne alle Geschäftekenntniß und Thatkraft, alle ihn um Verhaltungsregeln Angehenden mit der stereotypen Phrase abfertigte: „Macht

es wie früher" (sdelaite kak pregede). Kein Wunder daher, daß beim Tode der Zarin Russlands Zustand der einer gränzenlosen Erschöpfung, Unordnung und Verwirrung war. Der Ackerbau durch die ewigen Rekrutirungen, welche durch die muthwilligen und unaufhörlichen Eroberungskriege veranlasst waren, der arbeitenden Hände beraubt, Handel und Wohlstand gänzlich zerrüttet, das platte Land von Räuberhorden durchzogen, die Armee verwildert, Verwaltung und Rechtspflege ein Chaos von Abscheulichkeiten.

Dazu kam das rabenmütterliche Verhältniß Katharina's zu ihrem Sohn, dem Thronfolger Paul [1]). Sie verachtete und hasste denselben, hielt ihn in drückender und demüthigender Abhängigkeit und reichte ihm nur kärgliche Subsistenzmittel, während ihre Buhler sich im Golde wälzten und von Diamanten klingelten. Hält man dieses Bezeigen der Mutter gegen den Sohn mit dem Umstande zusammen, daß Paul, einzelner guter Eigenschaften ungeachtet, im ganzen ein entschiedener Querkopf, ja ein Zweidrittelsnarr war, so könnte man sich überreden, die Angabe des russischen Staatskalenders, daß der Großfürst wirklich der Sohn Peters des Dritten, sei mehr als eine Fiktion. Aber man vergesse nicht, daß Katharina in dem Sohne Soltikows auch ihren Nachfolger sah. Ein Weib von dieser brennenden Herrschsucht musste ihr eigenes Kind hassen, welchem sie ja eines Tages Platz machen sollte, und wäre es auch nur als Leiche.

---

1) Frau von Campan erzählt in ihren Memoiren einen Zug, welcher dieses Verhältniß erschreckend illustrirt. Als der Großfürst Paul im Jahre 1782 den französischen Hof besuchte, fragte ihn Ludwig der Sechszehnte eines Tages, ob es wahr sei, daß er auf die Treue keiner Person seines Gefolges rechnen könne. Der Großfürst erwiderte ohne Zaudern vor der sehr zahlreichen Gesellschaft: „Es wäre mir sehr unangenehm, wenn ich einen treuen Pudel bei mir hätte; denn ich wäre gewiß, Paris nicht zu verlassen, ohne daß meine Mutter den Hund mit einem Stein am Hals in die Seine werfen lassen würde."

Dieser Tag kam, wie ja zum Troste der gequälten Völker immer wieder solche unausweichliche Tage kommen, welche die stolzesten Skepter zerbrechen wie Schilfrohre und die Träger übermüthigster Tyrannei zum Wurmfraß machen.

Die letzte Zeit Katharina's war für sie eine ganz glückliche. Eingenebelt in den Weihrauchsdampf, womit die sklavische Huldigung des Adels, dem sie das Volk zur Plünderung preisgegeben, ihre Person umgab, konnte sie sich der Täuschung überlassen, daß alles vortrefflich stehe und gehe. Die große Spekulation, welche sie mit der französischen Revolution gemacht hatte, war sehr gut ein- und ausgeschlagen. Es war ihr gelungen, Oesterreich und Preußen gen Westen, gegen das revolutionäre Frankreich zu hetzen, wodurch sie im Osten freie Hand hatte, die Ernte langgepflegter Ränkesaat einzuheimsen. Oh, die alte schlaue Katze verstand meisterlich die Kunst, mittels deutscher Pfoten sich die polnischen und türkischen Kastanien aus dem französischen Feuer zu holen. Der Löwenantheil vom polnischen Raube fiel ihr zu, die Eroberung Finnlands war vorbereitet, der Weg nach Konstantinopel eröffnet. Mit Wollust sog sie den mit den feinsten Parfüms der Schmeichelei versetzten Blutgeruch der Siegesoden ihres Hofdichters Derschawin ein, welcher in seiner Ode auf die gräuelvolle Erstürmung Warschau's triumphirend ausrief: „Nur noch einen Schritt thue vorwärts, oh Russland, und die ganze Welt ist dein!" (Na czto tiebia sojusz, o Ros, szagni-i wsia twoja wsiellenna.)

Im Spätherbste von 1796 war die Zarin sehr guter Laune. Sie hatte am 4. November (a. St.) die Nachricht von Moreau's Rückzug über den Rhein erhalten und dem österreichischen Gesandten Kobenzl zu diesem Ereigniß in einem scherzhaften Billet gratulirt, des Inhalts: „Ich eile, der excellenten Excellenz anzuzeigen, daß die excellenten Truppen des excellenten Hofes die Franzosen excellent geschlagen haben." Abends erschien sie in ihrer kleinen Eremitage ganz wohlauf und außerordentlich heiter. Sie

trieb allerhand Possen mit Leon Narischkin und neckte ihn mit seiner Furcht vor dem Tode und vor Todesnachrichten. Endlich sagte sie, sie verspüre von zu vielem Lachen einen leichten Anfall von Kolik, und zog sich etwas zeitiger als sonst zurück. Am folgenden Morgen zur gewohnten Stunde aufgestanden, ließ sie den ersten Liebhaber Zubow rufen, unterhielt sich mit ihm und that hierauf einige Staatsgeschäfte ab. Dann einige Minuten allein geblieben, wurde sie, im Begriff, aus ihrem Schlafzimmer in ihr Ankleidezimmer zu treten, von einem Schlagfluß zu Boden gestreckt. So fand sie ihr erster Kammerdiener. Man legte sie auf eine Matratze neben dem Fenster und die herbeigerufenen Aerzte wandten Aderlässe, Klystiere und andere Mittel an, die aber keine Wirkung thaten. Die Zarin lebte noch, denn ihr Herz schlug; aber sie vermochte kein Glied zu rühren, konnte weder deuten, noch reden.

Den Palast erfüllte die schwüle Spannung, welche die Erwartung großer Veränderungen hervorbringt. Die Höflinge legten ihre Mienen zurecht, dem von seiner Residenz Gatschina herbeigeholten Großfürsten Paul ein Lächeln der Ergebenheit entgegenzutragen. In den Zimmern unter dem Gemache, wo die sterbende Herrscherin lag, packte der Günstling seinen Raub zusammen, um mit dem letzten Athemzuge der Zarin bereit zu sein, den Palast zu verlassen. Trockenen Auges und mit den Vorbereitungen zu seiner bevorstehenden Thronbesteigung beschäftigt, stand Paul am Lager seiner Mutter. Sein ältester Sohn, der Großfürst Alexander, weinte dagegen heftig und aufrichtig, denn die Großmutter hatte ihn geliebt und ausgezeichnet. Nach einem stummen Todeskampf von siebenunddreißig Stunden begann Katharina furchtbar zu röcheln. Nachdem dies eine Weile gedauert, stieß sie einen schrecklichen Schrei aus und verschied. (18. November n. St. 1796.)

Ein Mann, welchem man die Fähigkeit und Berechtigung wohl zuerkennen darf, einen geschichtlichen Wahrspruch zu fällen, Lord Brougham, gab über Katharina dieses Verdikt: „Ein Weib, bei welchem die Herrschsucht,

vereint mit der gemeineren Verworfenheit menschlicher Art, alle Spuren der sanfteren Natur, die ihr Geschlecht auszeichnet, verwischt und ein Bild von herrischem Talent und wundervoller Festigkeit der Seele, also Eigenschaften, welche einen großen Charakter konstituiren, zurückgelassen hat, vereint mit unbändiger Wildheit, gewissenloser Trugsucht, zügelloser Leidenschaftlichkeit und all der Schwäche und Schlechtigkeit, die den schlimmsten der Sterblichen herabwürdigen können.“ Ein Urtheil, streng und herb wie die — Wahrheit. Und doch hat der eigene Enkel Katharina's, der Zar Alexander, welcher ihrer Person sehr zugethan war, ein fast noch strengeres gefällt, als derselbe im großen Schicksalsjahre 1812 gegen seinen Vertrauten, den englischen General Sir Robert Wilson, die Aeußerung that: „Ich bin zu beklagen, denn ich habe an meinem Hofe wenige Personen, die sich einer gesunden Erziehung und festen Grundsätze rühmen können. Die Regierung meiner Großmutter hat die höheren Stände meines Reiches vollständig korrumpirt, indem sie ihre Bildung auf die französische Sprache, auf französische Frivolitäten und Laster beschränkte.“

11.

Unseres theuern Sehers tiefsinnig Wort vom „fortzeugenden Fluche der bösen That“ sollte sich an Katharina's Sohn und Nachfolger tragisch erfüllen .... Die Zarin hatte dafür gesorgt, daß Paul ihren Ausgang mit brennender Sehnsucht erwarten musste. Sie hatte ihm eine sorgfältige, wenn auch liebeleere Erziehung angedeihen lassen, aber sie hatte mit Unerbittlichkeit jede Bethätigung seiner etwaigen Gaben im Staatshaushalt abgewehrt und ihn bei jeder Gelegenheit seine Abhängigkeit bitterlich fühlen

lassen. Er hatte draußen in Gatschina mit soldatischen und anderen Wunderlichkeiten seine Zeit todtgeschlagen, brütend ob seinem Hasse gegen die Günstlinge seiner Mutter und, weil er aus dieser Günstlingswirthschaft einen voreiligen Schluß auf das ganze russische Volk zog, in eine unsägliche Verachtung gegen das Land sich hineinreizend, welches er künftig zu regieren berufen war. Rechnet man hierzu noch einen Zug zopfiger Romantik im Charakter Pauls, einen Zug, dessen donquijotische Aeußerungen wieder mit denen einer bis ins Kleinste und Kleinlichste gehenden Polizeipedantereiwuth absonderlich verquickt waren, so wird man sich unschwer vorstellen können, was für ein Wesen am Hofe von St. Petersburg anhob, als Paul aus der Stellung absoluter Nichtsgeltung plötzlich zum Vollbesitz absoluter Macht übersprang.

Der neue Zar brachte auf den Thron den redlichen Willen mit, die offen zu Tage liegenden Schäden der Regierung seiner Vorgängerin zu heilen. Aber er übersah dabei von vorneherein, daß Russland, so, wie es war, ohne Beihilfe der russischen Aristokratie nicht zu regieren wäre, und gerade gegen diese hegte er ein Misstrauen, eine Verachtung und einen Haß, wozu ein Mann, der sich für den Sohn Peters des Dritten hielt, allerdings berechtigt war. Allein ein Zar aller Reußen, der i. J. 1796 den Thron bestieg, durfte sich von diesen Gefühlen nicht beherrschen und bestimmen lassen, falls er der Zar aller Reußen bleiben wollte. „Que voulez-vous, Monsieur le comte? La tyrannie tempérée par l'assassinat c'est notre — Magna Charta.“ Was half es dem armen Paul, daß er sich in seinen Michaelspalast, der mehr Festung als Palast war, so zu sagen einmauerte? Die russische „Magna Charta“ wusste sich dort nicht weniger geltend zu machen, als sie draußen im Landhause Ropscha sich geltend gemacht hatte.

Katharina hatte den erschlichenen und usurpirten Thron glücklich bis zu ihrem Tode behauptet, weil sie die Russen zu behandeln verstand, weil sie mit der Aristokratie sich abgefunden und weil sie den Zauber ihrer genialen Persön-

lichkeit überall wirksam walten zu lassen wusste. Außerdem hatte sie dem russischen Ausbreitungs- und Eroberungstriebe, welcher ihrer eigenen Herrschsucht so gleichartig war, mit blendenden Erfolgen geschmeichelt. Der Unterschied zwischen ihrer Regierung und der ihres Nachfolgers musste sich demnach bald als ein unermesslicher herausstellen. An die Stelle eines von einem bestimmten Gedanken geleiteten und dabei durch weibliche Anmuth gleichsam vergoldeten Despotismus trat ein schwankender, fahriger, immer grillenhafter, oft geradezu verrückter.

Es geschahen unter Pauls Regierung in Russland Dinge, die unglaublich und doch wahr sind. Nur ein Beispiel: — Der Oberst eines Garderegiments hatte in einem seiner Rapporte an den Kaiser einen Officier, von welchem gemeldet wurde, daß er im Lazareth in den letzten Zügen läge, als todt aufgeführt. Paul streicht denselben eigenhändig aus der Regimentsliste. Aber unglücklicher Weise stirbt der Mann nicht, sondern kommt wieder auf. Der Oberst überredet ihn, sich für einige Zeit auf seine Güter zurückzuziehen, bis sich eine Gelegenheit fände, die Sache zu repariren. Der Officier geht darauf ein; allein seine Erben haben die amtliche Anzeige seines Todes gelesen, wollen ihn schlechterdings nicht als lebendig anerkennen und verlangen, trostlos über den Verlust ihres Verwandten, in den Besitz seiner Güter eingesetzt zu werden. Der officiell Todte und wirklich Lebendige merkt, daß ihm ein zweiter Tod und zwar nicht nach Befehl, sondern aus Hunger bevorstehe, reis't nach Petersburg zurück und legt dem Kaiser die ganze Geschichte in einer Bittschrift dar. Paul schreibt auf den Rand derselben: „Maßen über den Herrn Officier bereits ein allerhöchster Befehl erlassen wurde, so wird ihm seine Bitte — (um Wiederbelebung, d. h. amtliche Anerkennung seines Lebendigseins) — als unstatthaft abgeschlagen.“ Zarismus locutus est.

Wie im Innern, so experimentirte Paul auch nach außen in einer Weise, deren für Russland bedenkliche Folgen bald um so auffälliger hervortreten mussten, als gerade da-

mals Bonaparte, der zugleich kühnste und kühlste Rechner, seine Europa umwühlende Laufbahn begonnen hatte. Die russische Aristokratie konnte es nicht ertragen, daß das durch Katharina so lange behauptete Uebergewicht ihres Landes durch Paul einem vollständigen Ruin entgegengeführt wurde und daß ihre Existenz, ihr Einfluß, ihr Besitz, ihr Ansehen durch die täglich und stündlich wechselnden Launen des Kaisers unberechenbaren Gefahren bloßgestellt waren. Sie gewöhnte sich, den Zaren als einen Wahnsinnigen anzusehen, und man muß gestehen, nicht ohne Grund; denn, lichte Zwischenpausen abgerechnet, sprach und handelte Paul wie ein seines Verstandes Beraubter. In Wahrheit, sein Regiment war tollgewordener Absolutismus, der selbst seine tüchtigsten Werkzeuge nicht schonte. Ich erinnere nur daran, wie roh undankbar Paul den von ganz Russland angebeteten Suwarow zu Tode kränkte.

Schon im J. 1800 hatte sich in den vornehmen Kreisen der russischen Hauptstadt die Ueberzeugung gebildet, daß es so nicht länger fortgehen könnte, und daß man ein Ende machen müsste. Diese Ueberzeugung gestaltete sich rasch zu einer Verschwörung. Mittelpunkt derselben war der Graf Peter Ludwig von Pahlen, Minister der auswärtigen Angelegenheiten und zugleich Generaldirektor der Posten, Generalgouverneur von Petersburg und Haupt der geheimen Polizei. Seine ersten Mitverschworenen waren der Vicekanzler Graf Panin, ein Neffe des Panin von 1762, der Admiral Rivas und der General Talizin. Nach und nach wurden dann in das Komplott eingeweiht die Brüder Platon, Valerian und Nikolaus Zubow, der General Bennigsen, mehrere andere Generale, Obersten und Subalternofficiere. Die Anzahl der Verschworenen wurde so groß, daß das Geheimniß kaum bewahrt werden konnte und ein ziemlich bestimmtes Gerücht von der Verschwörung dem Zaren zu Ohren kam. „Ich weiß, — sagte er zu Pahlen — daß man mir an das Leben und mir das Schicksal meines Vaters bereiten will.“ Aber Pahlen, dem der verblendete Fürst unbedingt vertraute, beschwichtigte ebenso

listig als kühn die Besorgnisse seines Gebieters und beeilte die Ausführung des Anschlags.

Wir wollen zur Ehre der menschlichen Natur annehmen, daß die Absicht Pahlens und der besseren seiner Mitverschwörer nur auf die Thronentsetzung Pauls abzweckte, — eine Annahme, die um so statthafter ist, als der Großfürst-Thronfolger Alexander soweit mit dem Plan einverstanden war. Dieses Einverständniß Alexanders ist eine Thatsache, welche einem Zweifel nicht unterliegt. Pahlen, ein Meister der Intrike, hatte es verstanden, dem Kaiser Misstrauen gegen seinen Sohn und diesem Misstrauen gegen den Vater einzuflößen. Er bewies dem Thronfolger, daß Paul des Throns entsetzt werden müsste, wenn das Reich nicht zu Grunde gehen sollte, und verstärkte die Beweiskraft seiner Gründe durch Vorzeigung eines geheimen Verhaftsbefehls, welchen der Zar auf gewisse Fälle hin gegen seine beiden ältesten Söhne Alexander und Konstantin ausgestellt und ihm, dem Grafen Pahlen, anvertraut hatte. Es ist gewiß, daß Alexander nur nach längerem Sträuben seine Einwilligung in die Absetzung seines Vaters gab; aber es ist auch gewiß, daß er sie gab. Bei seiner Sinnesweise ist mit Bestimmtheit zu sagen, daß er sich von dem Leiter der Verschwörung alle denkbaren Garantieen für das Leben des Zaren geben ließ; aber konnte er, alles zusammengehalten, an die Möglichkeit solcher Garantieen glauben? Er muß es gekonnt haben, denn er glaubte wirklich daran.

12.

In der Nacht vom 23. auf den 24. März 1801 wurde der Schlag geführt. Die Verschworenen speisten Abends bei ihren verschiedenen Führern und versammelten sich dann beim General Talizin, wo Pahlen sie anfeuerte und die

letzten Verabredungen getroffen wurden. Bennigsen und die Zubows sollten die Ausführung des Hauptmoments der beabsichtigten Palastrevolution übernehmen, d. h. der Person des Kaisers sich bemächtigen und denselben zur Abdankung zwingen. Von einem Morde wurde natürlich mit keiner Silbe gesprochen und es ist möglich, daß sogar Pahlen jetzt noch der Selbsttäuschung sich hingab, die Thronveränderung würde sich ohne einen solchen bewerkstelligen lassen. Aber wer diese von Haß entflammten und überdies halb oder ganz vom Weine trunkenen Verschwörer hätte betrachten können, als sie sich anschickten, nach dem michailow'schen Palast aufzubrechen, würde ohne Zweifel in den Blicken der meisten den Entschluß gelesen haben, Paul den Ersten nicht schonender zu behandeln, als Peter der Dritte behandelt worden war.

Die Rollen waren so gut vertheilt, alle Veranstaltungen so umsichtig getroffen worden, daß das Gelingen des Unternehmens zum voraus gesichert war. Dennoch behielt sich, wie bekannt, der schlaue Pahlen für die Möglichkeit eines Fehlschlags eine Hinterthüre offen, indem er für seine Person sich wohl hütete, in dem michailow'schen Palast früher zu erscheinen, als alles vorüber war .... Ohne irgendwelchen nennenswerthen Widerstand zu finden, gelangte eine auserlesene Bande der Verschwörer bis in das Schlafgemach und vor das Bett des schlafenden Kaisers. Aus welchen Personen diese Bande bestand, darüber herrscht Widerspruch in den Angaben der Quellen; jedoch kann mit ziemlicher Sicherheit berichtet werden, daß die eigentliche Sturmkolonne des Komplotts zusammengesetzt war aus den Brüdern Platon, Valerian und Nikolaus Zubow — (einer der beiden letzteren hatte noch mit dem Zaren zu Nacht gespeist) — ferner aus den Generalen Bennigsen und Tschitscherin und den Gardeofficieren Mansurow, Tatarinow, Skariatin und Jeschwel. Daß wenigstens der eine oder der andere dieser Männer, vorab Bennigsen, auf das äußerste gefasst und zum äußersten entschlossen war, darüber lässt der Verlauf der folgenden Scene gar keinen Zweifel übrig. Diese

Leute waren keineswegs gutmüthige Phantasten und Idealisten, wie der Großfürst-Thronfolger Alexander damals und noch etliche Jahre lang später einer gewesen ist.

In großer Uniform, die Hüte auf dem Kopfe und die Degen in der Hand, treten Fürst Zubow und General Bennigsen vor das Bett des überfallenen Kaisers und sagen: „Sire, Sie sind verhaftet.“ Der Ueberraschte, Bestürzte richtet sich auf und fragt, was denn das zu bedeuten habe, worauf man ihm sagt, daß er der Krone entsagen müsse. Paul schweigt, kochender Brust, und die Farben wechseln schnell auf seinem Gesicht. Also Bennigsen wieder: „Sire, bedenken Sie, es handelt sich um Ihr Leben, falls Sie sich nicht darein fügen, eine Abdankungsurkunde zu unterzeichnen.“ In diesem Augenblicke entsteht ein Geräusch an der Thüre. Bennigsen geht, sie zu verschließen. Dies benützt der Zar, um aus dem Bett und hinter einen großen Ofenschirm zu springen. Einer der Officiere eilt ihm nach und packt ihn an der Kehle. Bei dem dadurch entstandenen Tumult muß das Licht verlöscht sein. Man ist im Dunkeln und Bennigsen sagt noch einmal: „Sire, unternehmen Sie nichts, es handelt sich um Ihr Leben.“ Paul hat sich von der Faust seines Angreifers losgemacht und schlüpft hinter die Fahnen der Garderegimenter, welche stets in seinem Schlafzimmer stehen, und hinter den Fahnen weg ins Kamin, in dessen Rauchfang er eine Strecke weit emporklimmt.

Einen Augenblick glauben die Verschworenen, ihr Opfer sei entwischt, und laufen rathlos durcheinander. Aber man bringt Licht, bei dessen Schein der Zar im Kaminschlot entdeckt wird. Man fasst ihn bei den Beinen und zieht ihn herab und heraus. Folgt nun ein wildgroteskes Vorspiel zur Tragödie. Paul, wie jedermann weiß, eine abschreckend hässliche Figur, steht im bloßen Hemde, über und über berußt, inmitten der Verschwörer und hebt an zu peroriren und zu gestikuliren. Sie ergötzen sich und lachen eine Weile über sein Aussehen und Gebaren. Dann aber zwingen sie den Halbnackten, sich an einen Tisch zu setzen

und die von ihnen mitgebrachte Abdankungsurkunde zu unterzeichnen. Während er dies thut, sagt Bennigsen zu den andern: „Messieurs, on ne peut pas faire d'omelette sans casser des oeufs.“ Damit war das Stichwort gegeben. Jeschwel schlägt den Kaiser zu Boden. Er rafft sich noch einmal auf und ringt mit den auf ihn eindringenden Mördern verzweifelt um sein Leben. Aber sie werfen ihn nieder, bringen ihn unter sich, Skariatin schlingt seine Officiersschärpe um den Hals des Ueberwältigten und der Graf Nikolaus Zubow vollzieht mittels derselben die Erdrosselung . . . . . Wäre bei so Schrecklichem ein Scherz gestattet, müsste man sagen, daß die Zaren aller Reußen vollwichtige Ursache hätten, Servietten und Schärpen zu scheuen.

Valerian Zubow begab sich von der Mordstätte weg zu dem Großfürsten Alexander und meldete diesem, Kaiser Paul der Erste habe der Regierung entsagt und sei — gestorben. Natürlich konnte der Prinz bei bewandten Umständen keinen Augenblick in Zweifel sein, daß man seinen Vater habe sterben gemacht. Wurden doch die Einzelnheiten des Mordes binnen wenigen Stunden in ganz Petersburg bekannt, da mehrere der Mörder ihrer Missethat ganz offen und pralerisch sich rühmten. Alexander gerieth in Verzweiflung und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus. Aber Pahlen entriß ihn der Hingabe an seinen aufrichtigen Schmerz, indem er ihn mit den Worten: „Dies kindische Weinen hat lange genug gedauert; es ist Zeit, daß Sie die Regierung antreten!“ fortzog, um den vor dem Winterpalast aufgestellten Truppen den neuen Kaiser vorzustellen.

Alexander der Erste ist jedoch den schwarzen Schatten, welchen der von ihm wenigstens mittelbar zugelassene furchtbare Ausgang seines Vaters in sein Dasein geworfen, nie wieder losgeworden. Ohne daß er mit vorragenden Talenten und außergewöhnlichen Eigenschaften begabt gewesen wäre, haben ihm seine Stellung und die Gunst der Umstände eine weltgeschichtliche Rolle von höchster Bedeutung

zugewandt. Aber der als „Befreier Europa's“ Bejubelte war kein Glücklicher, denn ein Wurm, der nicht starb, nagte ihm am Herzen. Er konnte nie und nimmer die Nacht vom 23. März 1801 vergessen. Auch sein Privatleben war nicht glücklich. Der General Friedrich von Gagern hat in seinem unschätzbaren Reisetagebuch aus Russland vom Jahre 1839 folgendes erzählt: „Kaiser Alexander behandelte seine Frau mit Achtung und hatte auch Freundschaft für sie; aber die Kaiserin war nicht klug genug oder zu sehr Weib, um seine kleinen Untreuen zu verzeihen oder keine Kenntniß davon haben zu wollen. Sie boudirte, refusirte und so gewöhnte sich der Kaiser an die gänzliche Trennung. Er attachirte sich an Madame Narischkin, eine Polin. — Polonaise, wie mein Berichterstatter sagte, donc belle, gracieuse et intriguante. Er hatte von dieser eine einzige Tochter, lebte mit ihr wie mit seiner Frau und brachte seine Abende bei ihr zu. Einstens überraschte er Madame Narischkin in den Armen des Grafen Branitzki. Dieser klagte sich an, machte den Zerknirschten, sagte, er wolle sich auf ewig aus dem Angesichte des Kaisers verbannen u. s. w. Der Kaiser ganz gelassen: Comte Branitzki, ma voiture est à la porte, suivez-moi. Und als sie zusammen im Wagen saßen, fuhr der Kaiser fort: Vous avez détruit mon bonheur domestique, mais ne craignez rien; je ne veux pas même que vous vous éloigniez de la cour. Vous avez fait votre métier d'homme, et à votre place j'aurais peutêtre fait autant, je vous pardonne. Quant à Madame Narischkin, elle m'a trahi, je ne puis plus l'aimer ni l'estimer; mais parce-qu'elle est la mère de mon unique enfant, je ne veux pas la quitter. Diese Tochter starb, als sie elf Jahre alt war. Der Kaiser sah das als eine Strafe des Himmels an und wurde bigot und mystique. Der Tod der Tochter zerriß das Band, das ihn an Madame Narischkin knüpfte. In den folgenden Jahren hatte er nur noch petites-filles de toutes les nations, die er oft wechselte und die mit schweren Bußübungen Hand in Hand

gingen.“ .... Weltmüde und menschenscheu ist der Zar am 1. December 1825 zu Taganrog gestorben, nachdem ihm seine letzten Tage noch verbittert worden waren durch das Wissen vom Bestehen einer Verschwörung in der Armee, ganz ähnlich der, welche seinem Vater Krone und Leben geraubt hatte ....

„And thou, who never yet of human wrong
Left the unbalanced scale, great Nemesis!“

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.

Inhalt des fünften Bandes.